



universität
wien

Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

Probleme und Schwierigkeiten bei der kultur- und sozialanthropologischen Feldforschung anhand klassischer und aktueller Beispiele

Eine vergleichende Darstellung von Bronislaw Malinowskis, Margaret Meads und Nigel Barleys Problemen und Schwierigkeiten im Feld

Verfasserin

Nina-Maria Greil

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im Oktober 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuerin:

Univ.-Doz. Dr. Marie-France Chevron

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	5
1.1. Persönlicher Zugang und Themenstellung	5
1.2. Methodische Vorgehensweise	7
1.2.1. Hermeneutische Inhaltsanalyse	7
1.2.2. Arbeitsschritte.....	9
2. Entstehung der ethnographischen Feldforschung am Beginn des.....	20. Jahrhunderts.....
3. Theoretischer und methodischer Hintergrund der ethnographischen.....	Feldforschung
3.1. Herausforderungen ethnographischer Feldforschung.....	15
3.2. Vorbereitung zur Feldforschung.....	16
3.3. Feldzugang und Rollenzuschreibung	17
3.4. Die verschiedenen Phasen der Feldforschung.....	19
3.5. Methodisches Vorgehen bei der qualitativen Datenerhebung.....	21
3.5.1. Die teilnehmende Beobachtung.....	21
3.5.2. Die Notwendigkeit von qualitativen Interviews.....	23
3.6. Notwendigkeit der lokalen Sprachkenntnis.....	25
3.7. Zusammenarbeit mit Gewährspersonen	26
3.8. Aufzeichnung der Forschungsdaten	28
3.9. Aufbereitung und Auswertung ethnographischer Daten	29
3.9.1. Repräsentation ethnographischer Daten	30
3.9.2. Ethische Probleme im Feldforschungsprozess	32
4. Die drei Feldforschungs-Typen	34
4.1. Die „klassische“ stationäre Feldforschung am Beispiel Bronislaw.....	Malinowskis.....
4.1.1. Kurze Biographie.....	34
4.1.2. Malinowskis ethnographische Feldforschung	35
4.1.3. Malinowskis Trilogie über die Trobriander und seine privaten Tagebücher	37
4.2. Die „umstrittene“ Feldforschung am Beispiel Margaret Meads	39
4.2.1. Kurze Biographie.....	39
4.2.2. Meads ethnographische Feldforschung und ihre Trilogie „Jugend und.....	Sexualität in primitiven Gesellschaften“
4.2.3. Kritik an Margaret Meads Forschungsarbeiten	42
4.3. Die „Selbsterfahrungs“-Feldforschung am Beispiel Nigel Barleys	45
4.3.1. Kurze Biographie.....	45
4.3.2. Barleys ethnographische Feldforschung.....	46
4.3.4. Rezeption von Barleys Erfahrungsberichten	47
5. Vergleichende Darstellung von Problemen und Schwierigkeiten.....	bei Malinowskis, Meads und Barleys Feldforschungen.....
5.1. Methodische Vorgehensweise	49
5.2. Die ersten Phasen der Feldforschung	54
5.2.1. Wahl des Forschungsthemas und der Forschungsregion.....	54
5.2.2. Kontakte knüpfen, Feldzugang.....	57
5.2.3. Erlernen von Sprachen, Barrieren und Gesprächsrollen	60
5.2.4. Die Zusammenarbeit mit Gewährspersonen.....	64
5.2.5. Rollenzuschreibung	67
5.3. Die finanziellen und organisatorischen Herausforderungen	69
5.3.1. Finanzierung der Reise	69
5.3.2. Forschungserlaubnis, Visum, Flugticket und Pass	71

5.3.3. Ministerien, Behörden und politische Autoritäten	73
5.3.4. Geld- und Posttransfer	76
5.4. Körperliche und geistige Herausforderungen.....	77
5.4.1. Krankheiten und ärztliche Versorgung.....	77
5.4.2. Physische Erschöpfung.....	81
5.5. Der Umgang mit kulturellen Unterschieden.....	82
5.5.1. Reziprozität.....	82
5.5.2. Zeitverständnis und Entfernungsangaben.....	85
5.5.3. Vorurteile und Ethnozentrismus.....	86
5.5.4. Gefahren und Ängste	88
5.5.5. Verhalten und Verantwortung des Feldforschenden	91
5.6. Der Verzicht auf persönliche Gewohnheiten.....	93
5.6.1. Lebensstil und Privatsphäre.....	93
5.6.2. Ernährung und Essgewohnheiten	97
5.6.3. Emotionale Probleme	99
6. Schluss	104
Literaturverzeichnis	106
Lebenslauf	112

Danksagung

Während des Studiums und der Erarbeitung der vorliegenden Diplomarbeit haben mich viele Personen begleitet und unterstützt:

Meiner Familie und meinem Freundeskreis danke ich für das entgegengebrachte Verständnis und die emotionale Begleitung.

Mag. Georg Moravec danke ich für die motivierenden Gespräche, die hilfreichen Anregungen, die psychische Unterstützung und das anhaltende Interesse.

Mag. Julia Radlingmayer danke ich für den regen wissenschaftlichen Austausch, die Aufmerksamkeit und die Korrektur.

Simone Kostenzer danke ich für die große Motivation und die Korrektur zur Fertigstellung dieser Arbeit.

1. Einleitung

1.1. Persönlicher Zugang und Themenstellung

Während meines Studiums hatte ich immer die Absicht, eine Felduntersuchung zu machen. Im Februar 2006 brach ich im Zuge meiner Diplomarbeit zu meiner ersten Feldforschung nach Soweto/Südafrika auf. Zum Thema „Darstellung von Veränderungen der sozialen und wirtschaftlichen Lebenswelten südafrikanischer Frauen in Soweto durch Selbstorganisation“, plante ich einen dreimonatigen Feldforschungsaufenthalt. Die südafrikanische Non-Profit-Organisation (NPO) „Look & Learn“, die für zwei Jahre bestanden hat, unterstützte Frauen bei Aufbau und Organisation eines Handwerksgewerbes und bot Beistand bei Förderungen von Eigenverantwortlichkeit, grundbedürfnis- und selbsthilfeorientierter Entwicklung. Zielsetzung der NPO war ein Beitrag zur Eingrenzung des sozialen Elends und der vorherrschenden Kriminalität in Soweto, um dadurch die Lebenssituation der Projektteilnehmerinnen zu verbessern.

Leider hatte ich keine konkrete Möglichkeit die Forschungsfrage zu bearbeiten, da die Organisation „Look & Learn“ bei meiner Ankunft nicht mehr existent war. Weitere Faktoren wie Sprach- und Kommunikationsschwierigkeiten mit Gewährspersonen¹, Erfolgs- und Zeitdruck, erschwerten es mir, die Fragestellung vor Ort umzuformulieren und abzuhandeln. Ein Problem bestand vor allem auch darin, dass mich meine Hauptinformantin als ihren „Privatbesitz“ beschlagnahmte und die Datenerhebung dadurch blockierte, dass sie bestimmen wollte, was für meine Themenstellung wichtig sei. So reiste ich von mir und den Forschungsbedingungen enttäuscht, frustriert, traumatisiert und ohne konkrete Datensammlung von meinem ersten Feldaufenthalt vorzeitig ab.

Damals habe ich das Ausmaß an Problemen und Schwierigkeiten (m)einer Feldforschung viel zu spät realisiert. Im Nachhinein betrachtet, war ich zu wenig vorbereitet und leichtsinnig ins Feld gegangen. Nach erdrückenden Monaten des Selbstzweifels, beschloss ich, mich weiter mit den Problemen und Schwierigkeiten der kultur- und sozialanthropologischen Feldforschung zu beschäftigen.

Probleme und Schwierigkeiten bei der jeweiligen Feldforschung werden nach einem Feldaufenthalt kaum gegenüber Familie, Freundeskreis oder Fachkollegen erwähnt. Diesbezüglich werden die Erfahrungen im Feld eher in das „rosarote Licht eines romantischen Abenteuers“ (Barley 2004: 8) gehüllt. Auch bei der schriftlichen Darstellung

¹ Auch als Informanten bezeichnet.

der Forschungsergebnisse bleiben Verweise auf organisatorische, methodische und persönliche Probleme und Schwierigkeiten des Forschenden meist im Hintergrund, vor allem in der älteren ethnographischen Literatur.

Im Zuge meiner Literaturrecherchen habe ich erfreulicherweise feststellen können, dass es bereits - neben der Literatur über Methoden der Feldforschung - eine ständig wachsende Anzahl von Artikeln und Beiträgen in Publikationen über Probleme und Schwierigkeiten der kultur- und sozialanthropologischen Feldforschung gibt. Mit dieser Diplomarbeit möchte ich einen Beitrag zu diesem Thema leisten und ausgehend von den Problemen und Schwierigkeiten, welche drei bekannte Feldforscher im Feld hatten, einen Vergleich erstellen: Bronislaw Malinowski (*1884, †1942), Margaret Mead (*1901, †1978) und Nigel Barley (*1947) haben zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich lange Feldaufenthalte absolviert und verschiedene Kulturen aufgrund unterschiedlicher Fragestellungen erforscht.

Im Mittelpunkt meiner Arbeit stehen folgende Fragen:

1. Aus welchen beeinflussbaren und unbeflussbaren Faktoren ergeben sich Probleme und Schwierigkeiten bei der kultur- und sozialanthropologischen Feldforschung?
2. Hat sich das Verständnis von Begriff und Praxis der kultur- und sozialanthropologischen Feldforschung im historischen Verlauf erheblich verändert?

Mir ging es konkret um die Darstellung von organisatorischen, methodischen und persönlichen Problemen und Schwierigkeiten im Zuge Malinowskis, Meads und Barleys jeweiligen ersten Feldforschung, vor allem während und in Vorbereitung zum jeweiligen Feldaufenthalt, beispielsweise bei der Themenfindung, der Finanzierung des Feldaufenthaltes, der Rollenzuschreibungen im Feld, der Bewältigung der veränderten Lebenssituation, dem Verzicht auf persönliche Gewohnheiten, dem Umgang mit kulturellen Unterschieden und der Überbrückung von Krankheiten, den psychischen und physischen Umständen.

Aufbau der Arbeit

Nach der Darstellung meines persönlichen Zuganges folgt ein Teil über die methodische Vorgehensweise, besonders eine Auseinandersetzung mit dem Verstehen und

Interpretieren von Texten (hermeneutische Inhaltsanalyse), sowie die Darstellung der absolvierten Arbeitsschritte zur Entstehung dieser Diplomarbeit.

In einem zweiten Punkt gebe ich eine kurze Einführung über die Datensammlung vor Beginn einer Feldforschung und warum bzw. wie die ethnographische Feldforschung als empirische Forschungsmethode entstand.

In einem dritten Punkt geht es um den theoretischen Hintergrund, die allgemeinen Grundlagen und die methodischen Voraussetzungen der kultur- und sozialanthropologischen Feldforschung, die für ein besseres Verständnis meines Themas notwendig sind.

In einem vierten Punkt stelle ich drei Feldforschungs-Typen bzw. meine drei ausgewählten Feldforscher im Detail vor: die „klassische“ stationäre Feldforschung am Beispiel Bronislaw Malinowski, die „umstrittene“ Feldforschung am Beispiel Margaret Mead und die „Selbsterfahrungs“-Feldforschung am Beispiel Nigel Barley.

Der letzte und fünfte Punkt der Diplomarbeit enthält die vergleichende Darstellung von den organisatorischen, den methodischen und den persönlichen Problemen und Schwierigkeiten bei den Feldforschungen von Malinowski, Mead und Barley. Im ersten Kapitel werden die Schwierigkeiten und Probleme dieser drei Feldforscher im Hinblick auf die Aufgaben während einer Feldforschung dargestellt. In den folgenden Kapiteln beziehe ich mich auf die finanziellen, organisatorischen und gesundheitlichen Herausforderungen und schließlich folgt eine vergleichende Darstellung im Hinblick auf den jeweiligen Umgang mit kulturellen Unterschieden und den Verzicht auf persönliche Gewohnheiten in der jeweiligen Feldforschungssituation.

1.2. Methodische Vorgehensweise

In diesem Kapitel stelle ich die von mir verwendete Methode und meine Arbeitsschritte zur Entstehung dieser Arbeit vor. Da es sich um eine Literatarbeit handelt, diene mir als Methode die hermeneutische Inhaltsanalyse von Primär- und Sekundärliteratur.

1.2.1. Hermeneutische Inhaltsanalyse

Die Hermeneutik² ist die „Methodenlehre des Interpretierens“, d.h. dass es in diesem

² Der Begriff Hermeneutik leitet sich vom griechischen „hermeneuein“ ab und bedeutet aussagen, auslegen, interpretieren, übersetzen (vgl. Lamnek 1995a: 71, Bühler 2003: 6).

Rahmen um die Interpretation von Texten geht (vgl. Bühler 2003: 4 f.). Als Begründer der allgemeinen Hermeneutik gilt der Philosoph Friedrich Schleiermacher (*1768, †1834), der zwischen zwei Formen des Verstehens unterscheidet: Das „*grammatische Verstehen* als unmittelbare sprachliche Interpretation“ und das „*psychologische Verstehen* als Identifikation mit dem Anderen, um aus der Kenntnis von dessen Lebenszügen das Verstehende zu erfassen“ (Lamnek 1995a: 73, Hervorhebung im Original). Schleiermacher betrachtet die Hermeneutik als systematische Kunstlehre des Verstehens (vgl. Seiffert 1992: 29). Gegenstand der Hermeneutik ist also das Verstehen, d.h. „die Auslegung (dauerhaft fixierter) menschlicher Lebensäußerungen“ (Lamnek 1995a: 87) und die Hermeneutik bezieht sich auf „das Erfassen menschlicher Verhaltensäußerungen und Produkte“ (ebd.: 72).

Der Prozess des Verstehens kann anhand des sogenannten „hermeneutischen Zirkels“ oder der „hermeneutischen Spirale“ veranschaulicht werden. Lamnek (ebd.: 74, Hervorhebung im Original) beschreibt den „hermeneutischen Zirkel“ als „eine wiederkehrende, kreisförmig verlaufende Bewegung, [...] bei der *die Einzelelemente nur aus dem Gesamtzusammenhang verständlich sind und sich das Ganze wiederum nur aus den Teilen ergibt*“. Der Verstehensprozess wird aber nicht zirkulär zu seinem Ausgangspunkt zurückgeführt, sondern es findet ein Verstehenszuwachs statt, aus diesem Grund hat sich auch die Bezeichnung „hermeneutische Spirale“ durchgesetzt (vgl. ebd.: 76).

Die Zirkelbewegung zwischen dem Vorverständnis und dem Textverständnis sowie zwischen dem Teil und dem Ganzen, spielt für das Verstehen von Texten eine große Rolle. Bei der konkreten Auseinandersetzung mit einem Text, wird dieser immer besser verstanden und das ursprüngliche Vorverständnis somit erweitert. Durch dieses erweiterte Verständnis des Textes lässt sich dieser wiederum besser verstehen und das ursprüngliche Textverständnis wird erneut ausgebaut (vgl. ebd.: 75). Die Interpretation bewegt sich ständig zwischen erweitertem Verständnis und neu aufgebaute Textverständnis.

Es existiert jedoch ein Abstand „zwischen dem Interpretieren und Verstehenden“, der als „hermeneutische Differenz“ bezeichnet wird (vgl. ebd.: 87). Im Zuge des zuvor beschriebenen zirkelförmigen Erkenntniszuwachses kann bzw. sollte diese Differenz aber verringert werden.

Da das eigene Vorverständnis immer die Interpretation beeinflusst, muss dieses zu Beginn der Analyse offengelegt werden, um sich am Gegenstand weiterzuentwickeln und den Einfluss des Vorverständnisses überprüfbar zu machen (vgl. ebd.: 75, Mayring 2002: 29

f.). Für das Verständnis von Texten ist es erforderlich, den kulturellen und den historischen Entstehungskontext des Textes und die Intentionen der jeweiligen Autoren zu berücksichtigen und miteinzubeziehen. Dabei dienen folgende Fragestellungen:

1. Welche Bedeutung verband der Urheber mit dem zu Verstehenden?
2. In welchem umfassenderen Sinn- bzw. Bedeutungszusammenhang steht das zu Verstehende?
3. Welche Zielsetzung war damit beabsichtigt? (Lamnek 1995a: 86)

Erst durch diese grundlegende Auseinandersetzung mit den jeweiligen Texten wird eine objektive(re) Interpretation möglich (vgl. Bühler 2003: 14). In der hermeneutischen Vorgehensweise wird Objektivität angestrebt: „ob diese erreicht werden kann, wird in der Literatur nicht eindeutig bejaht“ (Ferstl 2007: 11).

Da es bei der Interpretation darum geht, Bedeutungen von verwendeten Ausdrücken im Text zu erkennen, besteht das Erfordernis in zweierlei Dingen: Einerseits muss der Interpretation kritisch und hinterfragend, aber andererseits den Autoren der Texte wohlwollend entgegen getreten werden. Mit Wohlwollen ist gemeint, dass es vermieden werden soll, Aussagen des jeweiligen Autors grundsätzlich als falsch zu betrachten (vgl. Bühler 2003: 15).

1.2.2. Arbeitsschritte

Am Beginn meiner Auseinandersetzung mit der kultur- und sozialanthropologischen Feldforschung beschäftigte ich mich mit einigen ihrer wesentlichen theoretischen und methodischen Voraussetzungen. Zur Darstellung der verschiedenen Phasen des Forschungsprozesses und der qualitativen Datenerhebungsmethoden im Überblick, waren einerseits meine eigenen Vorkenntnisse und Erfahrungen, andererseits aber auch weiterführende Literaturrecherchen wichtig.

Die Auswahl der drei Feldforscher, deren Probleme und Schwierigkeiten bei den jeweiligen Feldforschungen ich vergleichen wollte, entstand folgendermaßen:

In den ersten Studienjahren hatte ich das Vergnügen die Erlebnisberichte vom britischen Kulturanthropologen Nigel Barley zu lesen. Damals schienen mir Barleys Erlebnisberichte sehr unterhaltsam und als anfängliche Studentin der Kultur- und Sozialanthropologie unreal. Erst nach meiner eigenen Erfahrung im Feld, anhand meiner Feldforschung in

Soweto/Südafrika, bußten seine Berichte an Unterhaltungswert ein, da ich seine erlebten Probleme und Schwierigkeiten völlig nachvollziehen konnte.

Meine Idee, über Probleme und Schwierigkeiten bei der kultur- und sozialanthropologischen Feldforschung zu schreiben, nahm immer mehr Gestalt an, als meine Diplomarbeitsbetreuerin Univ.-Doz. Dr. Marie-France Chevron mir den Vorschlag machte, Barleys Probleme und Schwierigkeiten im Feld, mit denen von Bronislaw Malinowski und Margaret Mead zu vergleichen:

Bronislaw Malinowski (*1884, †1942), einen berühmten Sozialanthropologen polnischen Ursprungs, wählte ich, weil er in Fachkreisen als „Vater der Feldforschung“ bezeichnet wird. Weltberühmt wurde er mit seinen Forschungsaufenthalten auf den Trobriand-Inseln (1915-1918), durch die dort angewandte Forschungsmethode der teilnehmenden Beobachtung, seine Forderungen nach einem stationären Feldaufenthalt (mindestens ein Jahr) und lokalen Sprachkenntnissen: ein gutes Beispiel für die „klassische Feldforschung“. Zusätzlich sorgten seine veröffentlichten privaten Tagebücher in Fachkreisen für Unruhen, da er sich in ihnen „als ein durchaus mit menschlichen Schwächen und Fehlern behaftetes Geschöpf offenbarte“ (Barley 2004: 11).

Die Wahl von Margaret Mead (*1901, †1978), eine US-amerikanische Kulturanthropologin, erfolgte deshalb, weil ihre Vorgehensweise im Feld und die Forschungsergebnisse ihres ersten Feldforschungsaufenthalts auf Samoa (1925/26) von Fachkollegen heftig diskutiert und vor allem kritisiert wurden: ein gutes Beispiel für eine „umstrittene“ Feldforschung.

Nigel Barley (*1947), britischer Anthropologe, wählte ich, weil er in seinen Erlebnisberichten sehr bildlich und deutlich von den Problemen und Schwierigkeiten im Forschungsalltag erzählt, vor allem von seinen zwischenmenschlichen Begegnungen. Detailliert stellt er seine organisatorischen, methodischen und persönlichen Schwierigkeiten in der Vorbereitungsphase und während seiner jeweiligen Feldaufenthalte dar. Er schreibt über die persönlichen Strapazen und über die harte Arbeit während der Feldforschung: ein gutes Beispiel für eine „Selbsterfahrungs“-Feldforschung.

Die eigentliche Analyse erfolgte nach hermeneutischen Gesichtspunkten. Aber zuerst mussten Kategorien gebildet werden. Für die Entstehung der Kategorien setzte ich mich mit den Erlebnisberichten von Nigel Barley auseinander, weil er in seinen detaillierten Erzählungen sehr genau auf ansonsten eher verschwiegene Probleme der Feldforschung eingeht. Die Kategorien entsprechen den Kapiteln des fünften Punktes meiner

Diplomarbeit. Dann ging es darum, mich mit der ausgewählten Literatur von und über Bronislaw Malinowski und Margaret Mead detailliert auseinanderzusetzen, um ihre organisatorischen, methodischen und persönlichen Probleme und Schwierigkeiten bei den jeweiligen Feldforschungen zu erfassen. Beim erneuten Lesen im Detail der Literatur über und von Malinowski, Mead und Barley ging es dann darum, für mein Thema Wesentliches zu erfassen und die Informationen den gebildeten Kategorien zuzuordnen. Im letzten Schritt galt es, die Aussagen in ihrem Kontext zu betrachten und den Vergleich zu erstellen.

2. Entstehung der ethnographischen Feldforschung am Beginn des 20. Jahrhunderts

Bereits im 17., 18. und 19. Jahrhundert gab es viele „Feldforschungen“ von Reisenden und ernstzunehmende Überlegungen zu Methoden der empirischen Datenerhebung. Dieses Kapitel gibt einen Einblick in die Entstehungsgeschichte der ethnographischen Forschung am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, denn gerade in diesem Zeitraum kam es zu einer Neuorientierung der *Armchair Anthropology* zur empirisch arbeitenden Kulturwissenschaft.

Viele bekannte Anthropologen des 19. Jahrhunderts waren selbst kaum im Feld tätig und haben die direkte Feldsituation bzw. den persönlichen Kontakt mit dem Fremden demzufolge auch nicht erlebt. Sie beschäftigten sich mit der Auswertung von durch Dritte im Feld gewonnenen Daten und mit Sekundärliteratur. Beispielsweise nahmen Edward B. Tylor (*1832, †1917) und James G. Frazer (*1854, †1941), die beide keine Feldforscher waren, Berichte von Reisenden, Missionaren, Siedlern, Kolonialbeamten und Entdeckern als Quelle für ihre Forschungsarbeiten. Um bestmögliche Beobachtungsergebnisse der „Amateur-Ethnographen“ (Kremser 2001: 137) zu erzielen, wurde vom *Royal Anthropological Institute of Great Britain and Ireland* in Form eines Leitfadens ein Beschreibungsstandard von Fragen und Themenlisten entwickelt, die *Notes and Queries on Anthropology*. Die erste Ausgabe erschien 1874 mit dem Untertitel *For the Use of Travellers and Residents in Uncivilized Lands*. Die letzte und sechste Auflage entstand 1951. Im Zusammenhang mit dieser letzten Auflage der *Notes and Queries* schreibt Bernard (2002: 326) Folgendes:

„That final edition of *Notes and Queries* is still must reading for anyone interested in learning about anthropological field methods. Once again, ignore the fragments of paternalistic colonialism - ‘a sporting rifle and a shotgun are ... of great assistance in many districts where natives may welcome extra meat in the shape of game killed by their visitor’ [...] - and *Notes and Queries* is full of useful, late-model advice about how to conduct a census, how to handle photographic negatives in the field, and what questions to ask about sexual orientation, infanticide, food production, warfare, art ... The book is just a treasure”.

Doch bereits Ende des 19. Jahrhunderts begannen immer mehr Kultur- und Sozialanthropologen allmählich ihre Datenerhebungen auf eigenen Beobachtungen aufzubauen und hatten persönlichen Kontakt mit Gewährspersonen im Untersuchungsfeld, so beispielsweise Alfred C. Haddon (*1855, †1940), William H. Rivers (*1864, †1922),

Charles G. Seligman (*1873, †1940), Franz Boas (*1858, †1942) und Baldwin Spencer (*1860, †1929) (siehe hierzu Berg/Fuchs 1993: 25, Kohl 2000: 105 ff.).

Malinowski führte während seiner Aufenthalte auf der Insel Mailu und den Trobriand-Inseln eine Kopie der vierten Auflage der *Notes and Queries on Anthropology* (1912) mit und orientierte sich für seine methodische Vorgehensweise an den dort angegebenen Empfehlungen (vgl. Young 2002: 25). Als Beispiel hierfür kann seine Vorgehensweise bei seinem Aufenthalt auf der Insel Mailu zitiert werden:

„In the spelling of natives names I have adopted the system recommended by the ‚Notes and Queries‘, which practically consists in the use of the consonants with their English sounds and the vowels with their Italian values. I found this system entirely sufficient with Mailu“ (ebd.: 110).

Zu diesem Zeitpunkt orientierte er sich noch strikt, wie seine Vorgänger, an den *Notes and Queries* und arbeitete „die alle Kulturbereiche umfassenden Checklisten der Notes and Queries“ ab (Illius 2003: 75). Erst bei seinem Feldaufenthalt auf den Trobriand-Inseln änderte er die methodische Vorgehensweise und passte die Datenerhebungsmethoden den vorgefundenen Verhältnissen an: Er lebte mit den Menschen im Dorf, wo er lange Zeit blieb, nahm als teilnehmender Beobachter an ihrem Alltagsleben teil und konzentrierte sich neben der von ihm selbst geforderten holistischen Datenerhebung auch auf spezifische Fragestellungen. Er erkannte aber auch die Notwendigkeit des lokalen Sprachgebrauchs (vgl. ebd.: 75 f.).

Malinowskis Art der Feldforschung war zur damaligen Zeit eine Ausnahme, denn zu Zeiten der Kolonialisierung stand der eurozentrische Blick auf das Fremde im Vordergrund. Das Interesse galt dem Exotischen im Fremden. Dies war interessanter, als die gleichwertige Darstellung von Menschen als eigenständige Persönlichkeiten mit eigenen kulturellen Werten.

Michael W. Young (2002: 4) erwähnt Alfred C. Haddon als denjenigen, der die Bezeichnung *field work* in die Anthropologie eingeführt hat. Als begründendes wissenschaftliches Ereignis gilt diesbezüglich die anthropologische *Torres Strait-Expedition* der Universität Cambridge 1898/99 mit Alfred C. Haddon, William H. Rivers und Charles G. Seligman. Bei dieser Expedition sammelten die Forscher ihre Informationen von Missionaren, Kolonialbeamten und auch von den Einheimischen selbst. Da sich die Einheimischen jedoch in einer den Wissenschaftlern unbekannten Sprache unterhielten, war es für diese nur beschränkt möglich, genaueres über die fremde Kultur in Erfahrung zu bringen (vgl. Hauser-Schäublin 2003: 35, Kohl 1990: 231 f.).

So kam es am Anfang des 20. Jahrhunderts allmählich zum Bewusstsein, dass die Ergebnisse der Datengewinnung auch vom Standpunkt der Gewährspersonen abhängig sind. William H. Rivers forderte eine nachhaltigere Form der Datengewinnung: Der Aufenthalt vor Ort sollte mindestens ein Jahr dauern und dem Forschenden die Möglichkeit bieten, die lokale Sprache und die Lebensgewohnheiten der fremden Kultur detailliert kennenzulernen, um die soziale und kulturelle Distanz zur Untersuchungskultur zu verringern (vgl. Kohl 1990: 231).

Dieser Aufforderung des direkten langanhaltenden „Kontaktes“ folgte Malinowski (siehe Kapitel 3.4.1.). Sein Feldforschungsaufenthalt auf den Trobriand-Inseln wurde zur exemplarischen Forschungsleistung, bekannt als „Malinowskis Paradigma“ (vgl. Stagl 1993: 97). Wie es Karl-Heinz Kohl (2000: 110) trefflich formulierte, entwickelte sich aus der *Armchair*- immer mehr eine *Open-Air-Anthropology*.

3. Theoretischer und methodischer Hintergrund der ethnographischen Feldforschung

3.1. Herausforderungen ethnographischer Feldforschung

Die Besonderheit und die Herausforderung der ethnographischen Feldforschung liegt darin, dass der Feldforscher sehr viele verschiedene Phasen eines langen und komplexen Prozesses durchläuft. Die Feldforschung kann nur vorläufig geplant werden, vieles wird sich erst vor Ort entscheiden und muss den vorgefundenen Bedingungen angepasst werden. Der Forschende sieht sich im Feld individuellen Aufgaben und Schwierigkeiten ausgesetzt, mit welchen er sich bereits im Vorfeld auseinandersetzen musste. Malinowski beschreibt (2001a: 25 f.) die Herausforderung während der Feldforschung folgendermaßen:

„In der Ethnographie ist der Autor sein eigener Chronist und Geschichtsforscher zugleich, obwohl seine Quellen zweifelsohne leicht zugänglich, aber dennoch schwer erfassbar und komplex sind: Sie sind nicht in materiellen Dokumenten erstarrt, sondern liegen im Verhalten und im Gedächtnis lebender Menschen. In der Ethnographie ist der Weg vom Rohmaterial - den Informanten, wie sie sich dem Forscher in seinen eigenen Beobachtungen, in den Aussagen der Eingeborenen und in der kaleidoskopischen Vielfalt des Stammeslebens darbieten - bis hin zur endgültigen gesicherten Vorlage der Ergebnisse oft weit. Der Ethnograph überwindet diese Distanz in den arbeitsreichen Jahren, die zwischen dem Augenblick liegen, da er den Fuß auf den Strand setzt und Versuche unternimmt, mit den Eingeborenen in Berührung zu kommen, und der Zeit, in der er die endgültige Version seiner Ergebnisse niederschreibt“.

Justin Stagl (1985: 289) bezeichnet die kultur- und sozialanthropologische Feldforschung als „Bewährungsprobe für junge Menschen mit ethnologischen Kenntnissen, an welcher sie bestehen oder scheitern können und die sie erst zum Ethnologen macht“. Er unterteilt diese „Bewährungsprobe unter Extrembedingungen“ (Stagl 1993: 97 f.) in drei Bereiche:

1. *körperlich*: Das Forschungsfeld ist normalerweise schwer zugänglich; die Erforschung beinhaltet Gefahren, Strapazen, Verzicht auf Zivilisationskomfort,
2. *geistig*: In gewollter Isolation setzt sich der Forscher einer fremden Wirklichkeit aus, die die eingelebte Selbstverständlichkeit seines Weltbildes jederzeit überraschend in Frage stellen kann,
3. *moralisch*: Der Stoffwechsel mit der fremden Kulturgemeinschaft läuft über Reziprozitätsbeziehungen mit deren Angehörigen.

Zur Gewährleistung der Authentizität von der Forschungsarbeit muss der Feldforscher zusätzliche Schwierigkeiten überwinden: Die räumliche Begrenzung, welche aus dem

Fehlen einer Privatsphäre und eines entsprechenden Rückzugsgebiets im Feld resultiert, die kulturellen Hürden aufgrund von sprachlichen und kulturellen Unterschieden und die soziale Distanz, sind alles Schwierigkeiten, die er überwinden muss (vgl. ebd.: 100 f.).

Auch Andre Gingrich (1999: 27) bezeichnet die Feldforschung als:

„[...] eine Gesellenprüfung, eine wichtige Etappe auf dem Weg zum Erlernen eines wissenschaftlichen Handwerks. Und sie ist vor allem eine entscheidende Form, in der die wissenschaftliche Begegnung mit anderen Kulturen stattfinden kann, ein Handwerkszeug für diese Begegnung“.

Durch die Feldforschungssituation und aufgrund der Aufenthaltsdauer in der Untersuchungskultur wird die persönliche Entwicklung des Forschenden beeinflusst. Der Forschungsprozess erfordert oft eine „radikale Umstellung seiner Lebensführung, seiner Gewohnheiten, seiner Bedürfnisbefriedigung“ (Kutzschenbacher 1982: 54).

3.2. Vorbereitung zur Feldforschung

Eine Feldforschung beginnt nicht erst bei der Ankunft in der Forschungsregion. Je besser die Vorbereitung, desto besser ist auch das zu erwartende Ergebnis. Für das Gelingen der Feldforschung ist die intensive Auseinandersetzung mit der Untersuchungskultur nicht zu unterschätzen, sie basiert auf einer inhaltlichen und praktischen Vorbereitung.

Bei der inhaltlichen Vorbereitung geht es um die konkrete Formulierung des Forschungsthemas und der Fragestellung, die Zielformulierung und das Aufstellen von Hypothesen. Dazu dienen regionale, thematische Fachliteratur und Gespräche über das Forschungsvorhaben mit Fachleuten und Kollegen. Die Wahl der Datenerhebungsmethoden hängt von der Forschungsfrage und Zielformulierung ab und ist bei der kultur- und sozialanthropologischen Feldforschung meist eine Kombination von teilnehmender Beobachtung und qualitativer Interviews. Unumgänglich ist das Erlernen der lokalen Sprachen, denn vom Sprachgebrauch hängen der Feldzugang, das Verständnis der Daten und die Forschungsergebnisse ab.

Den inhaltlichen Vorarbeiten folgen die praktischen Vorbereitungen, wie die Organisation und Finanzierung des Feldaufenthaltes, das Einholen der Forschungsgenehmigung bei staatlichen Stellen, das Beantragen des Visums, die Organisation der Flüge, die Reiseimpfungen, der Kauf der Ausrüstung und das Ausprobieren der Geräte. Ebenso sollte die Kontakt- und Beziehungsaufnahme zu Universitäten, Bibliotheken, Museen, Kollegen

oder Missionaren im Untersuchungsfeld schon vor dem Besuch erfolgen und angekündigt werden. Auch Gedanken über Gastgeschenke gehören zu den Vorabüberlegungen, schließlich verbringt man sehr viel Zeit mit Gewährspersonen und sollte sich für die erhaltenen Informationen revanchieren können. Zusätzlich erleichtern Geschenke den Zugang zu den Gastgebern.

Die Auseinandersetzung mit möglichen Gefahrensituationen im Feld zählt ebenfalls zu den Vorbereitungen. Da die Möglichkeit von umfeld- oder situationsbedingten Gefahren wie Raubüberfällen, Unfällen, Infektionen und sexueller Belästigung besteht, nennt Illius (2003: 79) hierzu als effektive Präventionsmaßnahme:

„Möglichst detaillierte Vorkenntnisse, zahlreiche persönliche Kontakte und vor allem das Einüben abwehrender und de-eskalierender Techniken. Weltweit wird Werkzeug am häufigsten als Waffe eingesetzt, und das sollte auch der Feldforscher tun: Sein bestes Werkzeug und seine wirksamste Waffe ist die lokale Sprache“.

Mit der Ankunft des Forschenden in der Untersuchungskultur wird dieser zum Interaktionspartner der Gastgeber.

3.3. Feldzugang und Rollenzuschreibung

Eine der schwierigsten Hürden in der Feldforschung stellt der Feldzugang dar. Der Zugang zu Institutionen und Gewährspersonen ist je nach Fragestellung, Situation und Forschungsfeld unterschiedlich gestaltet. So schreibt Uwe Flick (2000: 87) etwa:

„Bei qualitativer Forschung hat die Person des Forschers eine besondere Bedeutung. Er wird mit seinen kommunikativen Fähigkeiten zum zentralen ‚Instrument‘ der Erhebung und Erkenntnis. Von der Art dieser Rolle und Position hängt wesentlich ab, zu welchen Informationen der Forscher Zugang findet und zu welchen er ihm verwehrt wird“.

Am Beginn des Feldaufenthaltes gilt der Forscher „als ein *Mensch ohne Geschichte*“ (Wolff 2000: 339, Hervorhebung im Original). Die Forschenden können nur schwer in die vor Ort gewohnte soziale und kulturelle Struktur eingeordnet werden. Zusätzlich erschweren „elementare Verständigungsschwierigkeiten auf verbaler und nonverbaler Ebene“ (ebd.: 340) diesen fremden Personen mit ihrem Forschungsanliegen eine problemlose Einbindung in die gewohnten Kommunikationszusammenhänge der zu untersuchenden Kultur.

Schon beim ersten Kontakt des Feldforschers mit der Untersuchungskultur erfolgen die Rollenzuschreibung und die Bestimmung des Feldzugangs. Aus dem Erscheinungsbild des Forschers, den Verhaltensweisen und Interaktionsprozessen mit den Gastgebern werden Zugang und Rolle im Feld definiert.

Gingrich (1999: 26) deutet den Feldzugang als „Akklimatisierung“. Der Körper muss sich erst an das ungewohnte Klima, Umfeld und die Ernährungsumstellung gewöhnen und es beginnt der Aufbau eines sozialen Netzwerkes von Kontaktpersonen und Zugängen. Diesbezüglich meint er: „je besser dieses Netz schon vor der Abreise vorbereitet war, umso selbstverständlicher lässt es sich in das lokale Alltagsgefüge einbinden“ (ebd.). Ob die Ankunft des Forschenden im Feld Misstrauen oder Hoffnung hervorruft, oder ob er als „Fremder, Spion, Eindringling, Missionar oder Faktum“ (Kutzschenbacher 1981: 131) gesehen wird, ist entscheidend für den Forschungsverlauf. Wie bei jedem neuen Kennenlernen, gibt es zwar keine allgemeinen Verhaltensregeln, dennoch gelten grundsätzliche Anweisungen:

„Die größte Wahrscheinlichkeit besteht darin, dass Freundlichkeit, Bescheidenheit, Zurückhaltung und Höflichkeit am meisten vergütet werden“ (Illius 2003: 80).

Wichtig ist die Ehrlichkeit gegenüber den Gastgebern. Der Forscher muss die Anwesenheit begründen und das Arbeitsziel verständlich machen. Den einfachsten Zugang hat jemand, der die lokale Sprache sprechen und verstehen kann. Auf keinen Fall sollte der Kontakt erzwungen werden. Offenheit gegenüber dem Beobachtungsfeld ist wichtig, denn dies begünstigt „einen rechtlich unproblematischen Einsatz von Aufzeichnungstechniken, wie z.B. Videokamera, deren Benutzung bei Nichtwissen der Beobachteten nicht nur rechtlich problematisch werden kann“ (Atteslander 2000: 87).

Die Intention des Zugangs ist die entsprechende Rollendefinition des Forschenden. Der Feldforscher wird in das soziale Geschehen mehr oder weniger integriert, „primär aber ist seine Rolle als Beobachter“ (Lamnek 1995b: 265) und nicht die völlige Integration in die Untersuchungskultur, die man *going native* nennt (vgl. ebd.).

Hans Fischer (1985: 20) beschreibt die sich aus der anfänglichen Unsicherheit als Fremder unter Fremden ergebende Möglichkeit eines Kulturschocks folgendermaßen: „[...] dass das plötzliche Versetzen in eine völlig unvertraute kulturelle Umgebung mit allen Unsicherheiten des Unbekannten zu einem Schock führe“. Dieser wird sich während des Aufenthaltes vor allem durch „wachsende kommunikative Kompetenz - oder rasch: durch einen Akt des Entgegenkommens von Seiten der Gastgeber“ verringern (Illius 2003: 89).

In diesem Sinne sollte die Grundhaltung des Forschenden gegenüber dem Untersuchungsfeld, „[...] diszipliniertes Staunen angesichts des Fremden und ironische Distanz dazu und zu sich selbst“ sein (Stagl 1984, zitiert in Illius 2003: 90). Die Art und das Ausmaß des Kulturschocks sind in erster Linie von der Person des Forschenden, aber auch von der Untersuchungsgruppe und den jeweiligen Interaktionen abhängig (vgl. Kutzschenbacher 1982: 58).

Nicht jeder Forscher wird in der Untersuchungsgruppe gleich stark integriert und nicht jede Untersuchungsgruppe ist dem Feldforscher gleich fremd. So meint Kutzschenbacher (ebd.) hierzu:

„Je unterschiedlicher die eigene Kultur von der Untersuchungsgruppe ist, umso wahrscheinlicher sind Stress und Schockerlebnisse“.

Am Beginn des Forschungsaufenthaltes mangelt es häufig an lokalen Sprachkenntnissen und somit ist eine entsprechende Kommunikation nicht möglich. Auch sind die sozialen Regeln der Untersuchungsgruppe noch recht unbekannt, dies führt häufig zum Fehlverhalten des Forschenden, welches laut Kohl (1979: 2) nur „dank der Toleranz der Untersuchten gegenüber Fremden keine größeren sozialen Sanktionen nach sich zieht“.

3.4. Die verschiedenen Phasen der Feldforschung

Wenn man das Forschungsvorhaben so gut wie möglich vorgestellt und erklärt hat und in der Untersuchungsgruppe allmählich anerkannt wird, dann beginnt die explorative Phase. Hier geht es um den weiteren Schritt in die fremde Kultur, man erlebt viel Neues, beginnt mit der Erhebung erster Daten und baut die Sprachkenntnisse aus. Hans Fischer (2000: 3) erklärt die explorative Phase als:

„[...] nicht zielgerichtet, nicht problemorientiert, nicht theoriegeleitet. Sie ist Ziel suchend, Probleme entdeckend, sich durch Versuch und Irrtum auf Theorien beziehend. [...] Sie ist durch Geben und Nehmen, Anstöße und Anregungen, Fragen und Antworten, Versuche und Korrekturen zwischen dem Untersuchenden und dem Untersuchten bestimmt“.

Der Forscher findet sich im Alltag der untersuchenden Gruppe zurecht und nimmt zunächst viele verschiedene Informationen ganz unterschiedlicher Art auf, um die grundlegenden Daten, die zum Verständnis einer Kultur notwendig sind, zu erfahren. Beispielsweise durch:

„Kartierungen und das Anlegen von Siedlungsplänen, Erstellen eines Zensus, die Aufnahme von Biographien, Genealogien und Verwandtschaftsterminologie, das Erlernen der Sprache mit Aufnahmen des Vokabulars und von Texten, insbesondere oraler Tradition, ferner das Sammeln von Pflanzen, Rohmaterialien und Objekten der materiellen Kultur, die Beobachtung technologischer Prozesse und von Tagesabläufen“ (Fischer 1999: 335).

Die teilnehmende Beobachtung, „bestehend aus ‚Mitmachen‘, Zuhören und Lernen“, ist bereits in dieser explorativen Phase sehr wichtig und die Tagebuchführung unverzichtbar, denn als Neuankömmling ist es kaum möglich abzuwägen, welche Informationen später von Bedeutung sein werden (vgl. Beer 2003: 24).

Je nach der Dauer und den Umständen der Feldsituation beginnt sich der Forschende in seiner Rolle langsam wohl zu fühlen und auch die Gastgeber fangen an besser zu verstehen, warum man bei ihnen ist. Die Rollenzuschreibung erfährt in der explorativen Phase ihre Konkretisierung, denn „im Alltag werden die Rollen gestaltet und die Reflexion und Interpretation der Alltagsgegebenheiten, ermöglicht Erkenntnis“ (Galizia/Schneider 2005: 8). Die Teilnahme wird „immer Teilnahme in einer spezifischen Rolle sein [...] nicht nur ganztägig, sondern ‚ganzheitlich‘“ (Fischer 1985: 14). Diese Vermischung von Beruf und Privatem - die Versuche, eine Rolle in der Gastgebergesellschaft einzunehmen - wird als zweite Sozialisation bezeichnet:

„Die Lerngeschichte des Feldforschers beginnt nicht mit der *tabula rasa* wie beim Kind. Seine Wahrnehmungen, Einsichten, Erfahrungen in der Untersuchungsgruppe sind relativ zu seinen individuellen und sozio-kulturellen Vorerfahrungen; sie sind perspektivisch“ (Kohl 2000: 119).

Im Zuge der zweiten Sozialisation erlernt man „so viel von einer Sprache und von den Regeln einer Kultur, wie nur nötig ist, um sich korrekt in ihr zu verhalten“ (Illius 2003: 81). Darin liegt auch die Forderung begründet, dass der Feldaufenthalt mindestens ein Jahr dauern sollte.

Wenn der Forschende mit dem neuen Umfeld besser vertraut ist, werden zusätzlich zur teilnehmenden Beobachtung verschiedene methodische Verfahren zur Datengewinnung angewendet, so zum Beispiel qualitative Interviews. Bei der spezifischen Datenerhebung werden die explorativ erworbenen Kenntnisse genauer untersucht und neben den informellen Gesprächen werden gezielte Interviews immer wichtiger (vgl. Beer 2003: 24). Die Aufbereitung und auch Auswertung der gewonnenen Daten finden zum Teil bereits „im Feld“ statt. Auf jeden Fall müssen die täglichen Notizen ins Reine geschrieben und verglichen werden, man beginnt mit der Transkription der Interviews, Messungen werden

in Tabellenform gebracht oder als Kartenskizzen erstellt. Aus den Aufzeichnungen werden Fragen und Beobachtungshinweise für den nächsten Tag formuliert (vgl. Fischer 1998: 80).

Der Feldforschungsprozess vor Ort endet mit dem Herauslösen aus der Untersuchungskultur. Die aktive Teilnahme im Feld führt bei Beendigung der Feldarbeit zu der Frage, wie mit den gewonnenen sozialen Kontakten in entsprechender Form umzugehen ist. Der richtige Umgang mit den aufgebauten Kontakten und dem erhaltenen Vertrauen ist im Hinblick auf weitere Forschungen sehr wichtig (vgl. Atteslander 2000: 105 f.). In dieser Phase muss sich der Forschende auch von den emotionalen und den sozialen Bindungen verabschieden und sich auf den Wiedereintritt in die Heimatkultur vorbereiten.

3.5. Methodisches Vorgehen bei der qualitativen Datenerhebung

Wie im vorangegangenen Kapitel beschrieben, kommt es während der Feldforschung zur Anwendung verschiedener Datenerhebungsmethoden. Hierzu schreibt Beer (2003: 12):

„Methoden werden genutzt, um Daten als Grundlage für eine Beschreibung zu erheben, um eine Fragestellung zu beantworten oder ein Problem zu lösen“.

Bei der kultur- und sozialanthropologischen Feldforschung werden vorwiegend qualitative Daten erhoben, und es geht dann in der Phase der Analyse der Daten um die inhaltliche Interpretation der in der Phase der teilnehmenden Beobachtung gewonnenen Daten und Interviews.

3.5.1. Die teilnehmende Beobachtung

Die teilnehmende Beobachtung als Standardmethode der kultur- und sozialanthropologischen Feldforschung erweist sich deshalb als besonders wertvoll, weil „die weitgehende Teilnahme am Alltagsleben den oft einzig möglichen methodischen Zugang zur Erschließung der Lebenswelt der untersuchten Population eröffnet“ (Lamnek 1995b: 240). So meint diesbezüglich auch Bernard (2002: 338):

„The strength of participant observation is that you, as a researcher, become the instrument for data collection and analysis through your own experience“.

Wie bereits erwähnt, entstand Anfang des 20. Jahrhunderts die Forderung nach intensiveren Datenerhebungsmethoden (siehe z.B. Rivers 1913). Wenn in der Kultur- und

Sozialanthropologie von der teilnehmenden Beobachtung gesprochen wird, assoziiert man damit den Namen Bronislaw Malinowski. Ihm gelang es bei seinen Forschungsaufenthalten im südlichen Pazifik, „die Untersuchung und Beschreibung fremder Gesellschaften auf eine neue methodologische Grundlage zu stellen“ (Kohl 2000: 111).

Er war nicht der erste Feldforscher, der die Informationen aus direkter Beobachtung gesammelt hat und „er hat weder die Forschung an Ort und Stelle, noch den zeitlich ausgedehnten Feldaufenthalt erfunden“ (Kremser 2001: 138). Jedoch war er derjenige, der diese nachhaltige Datenerhebung in methodischer Hinsicht am konsequentesten durchgeführt hat. Durch seine Monographie „Argonauten des westlichen Pazifik“ (1922), machte er die „stationäre Feldforschung“ und die „teilnehmende Beobachtung“ weltweit bekannt und erhob sie somit zum „Standard der Disziplin“ (vgl. ebd.).

Die Teilnahme des Beobachtenden ist „Mittel zum Erkenntnisgewinn und nicht dessen Zweck“ (Dammann 1991: 130). Einerseits ist der Status des teilnehmenden Beobachters, wie bereits erwähnt, stark vom Feldzugang abhängig und wird zusätzlich durch Faktoren wie Alter, Geschlecht oder Staats- und Religionszugehörigkeit beeinflusst. Andererseits soll der Forscher sich nicht zu sehr mit der Untersuchungskultur identifizieren (*going native*), damit die wissenschaftliche Arbeit nicht unter Voreingenommenheit leidet. Die teilnehmende Beobachtung setzt laut Hauser-Schäublin (2003: 38) widersprüchliche Verhaltensweisen voraus:

„Teilnahme bedeutet Nähe, Beobachten Distanz’. [...] Wer nur noch ‚Nähe’ lebt, wird früher oder später *going native*. [...] Wer nur Distanz lebt, wird ein Besucher bleiben, der die Alltäglichkeiten und Vertraulichkeiten des Zusammenlebens nie erfahren wird“.

Die Kunst der Feldforschung besteht somit „in der eleganten Bewegung zwischen diesen beiden Polen: der Teilnahme und der Beobachtung“ (Illius 2003: 76). Der Forschende soll einerseits am Leben der untersuchten Gesellschaft teilnehmen und so einen Zugang zu Untersuchungsfeld und Personen finden. Andererseits aber soll der Beobachtungsprozess immer mehr konkretisiert werden und sich auf für die Fragestellung wesentliche Aspekte konzentrieren (vgl. Flick 1998: 158).

Es wird im Allgemeinen zwischen drei Phasen der teilnehmenden Beobachtung unterschieden: Die „deskriptive Beobachtung“ (Flick 1998: 158) dient zu Beginn der Orientierung im Untersuchungsfeld. Es geht darum, die Komplexität des Feldes möglichst vollständig zu erfassen und dabei wirklichkeitsnahe Fragestellungen zu entwickeln. Bei der

darauffolgenden „fokussierten Beobachtung“ (ebd.) wird der Blick immer genauer auf den Forschungsgegenstand gerichtet. Gegen Ende der Erhebung richtet sich die „selektive Beobachtung“ (ebd.) darauf, nur noch ausgewählte Aspekte genauer zu untersuchen.

Die Notwendigkeit dieser drei Phasen ergibt sich aus dem „Problem der begrenzten Perspektive im Beobachten“ (Flick 1998: 159), denn nicht alle Aspekte einer Situation sind zeitgleich beobachtbar. Die teilnehmende Beobachtung ist von den Situationen vor Ort, von den Menschen, die gerade daran teilhaben und wie sie miteinander interagieren, abhängig und deshalb lässt sie sich auch nie gleich wiederholen (vgl. Hauser-Schäublin 2003: 34). Ein konkreter Vorteil dieser Methode resultiert aus der kulturellen Distanz des Beobachters, da „das Selbstverständliche und deshalb nahezu unsichtbar gewordene des alltäglichen Lebens von ‚normalen‘ Teilnehmern“ (ebd.: 37) durch die Position als Außenstehender besser erkannt werden kann.

3.5.2. Die Notwendigkeit von qualitativen Interviews

Neben informellen Gesprächen, durch die man einen beträchtlichen Teil ethnographischer Informationen erhält, wird die Methode der teilnehmenden Beobachtung mit qualitativen Interviews ergänzt:

„Interview und teilnehmende Beobachtung sind untrennbar; sie brauchen und bedingen einander“ (Illius 2003: 88).

Die informellen Gespräche selbst sind nicht geplant und kommen zufällig zustande, etwa bei alltäglichen Aktivitäten: es sind unverbindliche Gespräche. Der Unterschied zwischen qualitativen Interviews und informellen Gesprächen besteht darin, „dass der Gesprächspartner sie auch als solche verstehen“ (Schlehe 2003: 77).

Die qualitativen Interviews dienen „der Ermittlung von Expertenwissen über das jeweilige Forschungsfeld, der Erfassung und Analyse der subjektiven Perspektive der Beobachteten oder der Erhebung zu ihrer Biographie“ (Hopf 2000a: 350). Obwohl es bereits eine große Anzahl von Varianten qualitativer Interviews gibt, ist es so, dass die Gemeinsamkeit dieser Varianten laut Mayring (2000: 67) „in der Offenheit der Frageformulierung und der qualitativen Auswertung“ liegt. Unterscheiden lassen sich die qualitativen Interviews vor allem anhand der Interviewtechnik und des Strukturierungsgrades, d.h. nach dem Grad der Kontrolle, welche der Interviewer ausübt (vgl. Illius 2003: 87). Eine weitere grundlegende Unterscheidung zwischen Interviewformen richtet sich nach der Zahl der Teilnehmer, es ist also die Unterscheidung zwischen Einzel- und Gruppeninterview.

Besonders wichtige Interviewformen des Einzelinterviews sind zum Beispiel das problemzentrierte Interview und das narrative Interview:

Das problemzentrierte Interview gilt als offene und semi-strukturierte Interviewform (vgl. Mayring 2002: 67). „Offenheit“ bedeutet, obwohl es sich auf einen thematischen Fokus bezieht, soll es „einem offenen Gespräch nahe kommen“, wobei der Befragte die Möglichkeit haben sollte möglichst frei, also ohne Antwortvorgaben, zu Wort kommen zu können (vgl. ebd.: 68). „Semi-strukturiert“ verweist darauf, dass es sich auf eine konkrete Problemstellung bezieht, welche vom Interviewer vorangehend analysiert wurde, d.h. bestimmte bzw. wichtige Aspekte wurden vorab erarbeitet, in einem Interviewleitfaden zusammengefasst, um diese im Gesprächsverlauf besser ansprechen zu können. Der Interviewer selbst soll sich wenig einbringen und bedient sich nur zur Orientierung des Leitfadens. Der Leitfaden enthält die wichtigsten Aspekte und wesentlichsten Fragestellungen, die im Interview zur Sprache kommen sollen (vgl. ebd.).

Das narrative Interview wird im Vergleich zum (semi-strukturierten) problemzentrierten Interview nicht durch eine Fragenabfolge des Forschers strukturiert:

„Eine Strukturierung des Gesprächs wird hier nicht vom Interviewer vorgenommen, sie liegt in der Sprachform ‚Erzählung‘ selbst“ (ebd.: 73).

Der Interviewpartner kann sich in der eigenen Erzählweise entfalten und spricht frei über Ereignisse, Erfahrungen und über lebensgeschichtliche Prozesse:

„[Sie; Anm. d. Verf.] geben hierbei gegebenenfalls auch Gedanken und Erinnerungen preis, die sie auf direkte Fragen nicht äußern können oder wollen“ (Hopf 2000a: 357).

Ein Interviewleitfaden wird hier nicht verwendet, auch greift der Interviewer während der Erzählung nicht ein, außer es verliert sich der rote Faden der Geschichte (vgl. Mayring 2002: 73).

Als weitere wichtige Form qualitativer Interviews gilt das Gruppeninterview, das im Gegensatz zum Einzelinterview laut Mayring (ebd.: 67) den Vorteil hat, dass viele Meinungen und Einstellungen, welche stark an soziale Zusammenhänge gebunden sind, am besten in sozialen Situationen - also in der Gruppe - erhoben werden können. Der Grundgedanke des Gruppeninterviews besteht darin, dass eben viele subjektive Bedeutungsstrukturen so stark in soziale Zusammenhänge eingebunden sind, dass sie nur in diesen erhebbbar sind:

„Hier können psychische Sperren durchbrochen werden, um auch zu kollektiven Einstellungen und Ideologien zu gelangen“ (ebd.: 77).

Eine Schwierigkeit bei dieser Interviewform kann die Gruppenbildung sein. Aus der Fragestellung der Untersuchung lassen sich die relevanten Gruppen ableiten. Sie sollen rund fünf bis fünfzehn Teilnehmer umfassen und möglichst im Alltag als Gruppe bestehen (vgl. ebd.: 77).

Die Voraussetzung für ein gelungenes Interview ist ein guter Interviewpartner. Dies wird spätestens dann klar, wenn „Fehler beim Befragen korrigiert oder die Beantwortung unsinniger Fragen verweigert werden“ (Illius 2003: 88). Bei qualitativen Interviews ist die interviewende Person besonders herausgefordert, wobei das Entgegenbringen von Vertrauen und Interesse gegenüber der zu interviewenden Person Voraussetzung dafür ist, dass der Gesprächspartner etwas mitteilt.

Während eines Interviews hat der Interviewer zwei Aufgaben zu bewältigen: Einerseits muss die Darstellung der interviewten Person verstanden werden, andererseits muss als Grundhaltung gelten, dass „er [der Fragende; Anm. d. Verf.] die Worte wohl hört, aber nicht sicher ist, welchen Bedeutungshorizont die Begriffe [...] haben“ (vgl. Hermanns 2000: 364).

Im Allgemeinen müssen die Interviews mit einem Aufzeichnungsgerät dokumentiert werden. Dies bedeutet, dass die Befragten konkret darum gebeten werden müssen. Die Aufzeichnungsgeräte, sollen möglichst diskret im Hintergrund bleiben, um die Unbefangenheit der Situation nicht zu stören (vgl. Lamnek 1995b: 99). Bei jeder Form der Interviewgestaltung gilt laut Lamnek (ebd.: 73), dass „das in der Frage verwendete Vokabular an die jeweiligen Sprachstile der Befragten anzupassen und dennoch Bedeutungsäquivalenz herzustellen [ist]“ (ebd.: 73).

Dies führt weiter zum bereits mehrmals erwähnten prinzipiellen Anspruch kultur- und sozialanthropologischer Feldforschung, wonach die lokale Sprachkenntnis für eine sorgfältige und gute Datenerhebung erforderlich ist.

3.6. Notwendigkeit der lokalen Sprachkenntnis

Malinowski (1981: 363) nennt zwei Gründe, weshalb die lokale Sprachkenntnis eine so zentrale Rolle im Feldforschungsprozess spielt:

„Einerseits ermöglicht die Sprache das Verständnis für die Unterhaltungen und Debatten unter den Einheimischen. Andererseits setzt sich das Gesamtverhalten der Einheimischen aus sprachlichen und körperlichen Akten zusammen“.

Der Forschende besitzt in der gastgebenden Gesellschaft einen Fremdstatus und nur mit entsprechendem Spracherwerb kann es gelingen, sich so gut wie möglich zu integrieren und von der Gemeinschaft akzeptiert zu werden. Wie schnell die lokale Sprache erlernbar ist, hängt von den Vorkenntnissen, von der Feldsituation, von bereits vorliegenden Sprachmaterialien und von der Dauer des Aufenthaltes ab. Außerdem variiert der Lernprozess von Sprache zu Sprache und ist von den persönlichen Eigenschaften des Forschenden abhängig. Der Lernprozess wird laut Fischer (2002: 4) zusätzlich „durch Vokabelaufnahmen, die Aufnahme von Beispielsätzen, Nachfragen zu grammatischen Formen, die Aufnahme, Übertragung und Übersetzung von Texten“ selbst gesteuert, ist aber auch vom Interesse der Gastgeber abhängig, inwieweit diese dem Fremden ihre lokale Sprache aktiv vermitteln wollen (vgl. Fischer 2000: 11).

Darüber hinaus muss der Feldforscher etwas vom Alltagshintergrund der untersuchten Personen wissen, um die unterschiedlichen Wortbedeutungen und die „Unterschiede in der Art und Weise des aktuellen Sprachgebrauchs“ (Senft 2003: 58) zu erkennen. Ansonsten kann sich die verbale Interaktion erschweren und Aussagen können falsch gedeutet werden.

Zum besseren Verständnis von Beobachtungen und Aussagen gilt es, Gewährspersonen zu finden, die das „Unverständliche“ erklären können. Um mit den Gewährspersonen gut kommunizieren zu können, muss der Feldforscher laut Senft (ebd.: 59) „für das Verständnis der [...] erhobenen Daten und der so gewonnenen Einsichten zunächst einmal das Problem ‚Sprache‘ lösen“.

3.7. Zusammenarbeit mit Gewährspersonen

Die kultur- und sozialanthropologische Feldforschung und die daraus folgende Ethnographie sind das Ergebnis der Zusammenarbeit und spezifischen Auseinandersetzung zwischen dem Feldforschenden und den Gewährspersonen, „jenen privilegierten ‚Anderen‘, die, ob männlich oder weiblich, uns als unsere Gewährsleute Zugang verschaffen zur Substanz unseres Forschungsgegenstandes, zum Wissen ihrer Kultur“ (Galizia/Schneider 2005: 7).

Wenn vor der Abreise noch keine persönlichen Kontakte mit dem Untersuchungsfeld bestehen - wie es in den Büchern über Feldforschungen heißt - so soll man einen Informanten wählen (siehe hierzu Illius 2003: 82). In diesem Sinn schreibt Illius (ebd.): „In der Realität ist es oft aber so, dass der Ethnologe genommen wird. Bei der Anreise oder bei der Wohnungssuche entscheidet einer der Einheimischen, dass dieser Fremde ein Fall für ihn ist“.

So kommt es vor, dass der Forschende vor Ort, als Fremder unter Fremden über jede Unterstützung seiner Gastgeber froh ist und dass durch zufällige Kontaktsituationen und durch Sympathiegefühle Gewährspersonen gewählt werden. Dies passiert eigentlich eben von Seiten der Gewährspersonen aus, denn diese entscheiden sich dafür, ob und warum sie den fremden Ethnologen behilflich sein wollen.

Feldforscher und Gewährspersonen sprechen miteinander über Dinge, die meist vertraulich sind und die unter Umständen normalerweise nicht angesprochen werden dürfen, „vermutlich in einer Sprache oder einer Mitsprache, die es sonst nicht gibt. Sie haben verschiedene Traditionen, Erfahrungen etc.; sie müssen beide permanent ‚übersetzen‘“ (Illius ebd.).

Unterschiedliche Gewährspersonen sind für verschiedene Forschungsthemen unterschiedlich geeignet. Beer (2002: 154) meint dazu Folgendes: „für einzelne Bereiche gibt es ‚Spezialisten‘, die während der Feldforschung zu zentralen Ansprechpartnern werden. Keine Kultur ist so einfach, dass sich die Angehörigen dieser Kultur mit allen Bereichen auskennen können“.

Gewährspersonen (Informanten) sind Personen, mit denen systematisch gearbeitet wird und von welchen gezielt Informationen aufgenommen werden. Wenn hauptsächlich mit einer Person zusammenarbeitet wird, dank welcher „fast sämtliche Kenntnisse über eine Kultur oder einen Bereich der Kultur“ (Fischer 1985: 19 f.) erhalten werden, dann wird diese Person zum Hauptinformanten bzw. zur Schlüsselperson. Die Autorität der Gewährsperson ergibt sich „aus ihrem lokalen Status, aber auch aus den Erwartungen, der Bewunderung, ja Ehrfurcht des Ethnologen“ (Galizia/Schneider 2005: 8).

Der Ethnologe erhofft sich von den Gewährspersonen Antworten sowohl auf die vorab wie auch auf die noch nicht formulierten Fragen.

Grundlegend wird zwischen Forscher und Gewährsperson, zwischen Beobachter und Beobachteten unterschieden. Aber es kann bisweilen passieren, dass diese Trennung nicht immer aufrechterhalten werden kann. Problematisch wird die Forschungssituation dann,

wenn Gewährspersonen den Forschungsverlauf konkret mitzubestimmen beginnen und den Forscher für ihre Zwecke missbrauchen. Es kann eine Art Rollenverwirrung entstehen, die nicht leicht zu lösen ist, da der Forschende im Datenerhebungsprozess von den Gewährspersonen abhängig ist (vgl. ebd.: 11).

3.8. Aufzeichnung der Forschungsdaten

Die Sicherung der Daten während des Feldforschungsprozesses kann in verschiedenen Formen erfolgen. Immer müssen die Forschenden Notizen und Protokolle von Beobachtungen und Gesprächen während einer oder direkt im Anschluss an eine Situation erstellen, d.h. auch Unerwartetes und Ungeplantes wird aufgezeichnet.

Zur Datendokumentation gehören neben Notizen und Protokollen auch Arbeits- und Zeitpläne, Fotos, Filme, Tonaufnahmen und das eigentliche wissenschaftliche Feldtagebuch. Zur Selbstreflexion können zusätzlich persönliche Eindrücke, Widersprüche oder sozial unerwünschte Eindrücke in einem persönlichen Tagebuch notiert werden (vgl. Fischer 2003: 265).

Als Beispiel für persönlich geführte Tagebücher sind hier die veröffentlichten Tagebucheintragungen Bronislaw Malinowskis zu erwähnen. Raymond Firth (1986: 9) beschreibt in der Einleitung zu diesem Werk die Aufgabe eines solchen persönlichen Tagebuchs folgendermaßen:

„Ein Tagebuch im üblichen Sinn mag einfach ein chronologischer Bericht über Dinge des täglichen Lebens sein. Solch ein Tagebuch führen viele, als Erinnerung oder als eine Art Rechtfertigung, um sich selbst zu beweisen, dass die vergangenen Tage nicht gänzlich vergeudet waren. [...] Ein Tagebuch ist Ausdruck einer Persönlichkeit im täglichen Bericht über die Ereignisse der eigenen Welt ebenso wie die der Außenwelt. [...] Sollte es je veröffentlicht werden, muss der Autor mit ebensoviel Kritik wie Anerkennung rechnen. Gerechterweise sollten wir ihm auch Verständnis, und sogar Mitgefühl zugestehen“.

Die persönlichen Tagebuchaufzeichnungen sind laut Fischer (2003: 279) „eine der wichtigsten Grundlagen für die Quellenkritik“, da erst im Zuge dieser persönlichen Notizen, die Bedingungen der Datenerhebung verständlicher werden. Wichtig aber ist dabei die Erkenntnis, dass die Dokumentation der Forschungssituation immer nur eine Repräsentation sein kann. Auch dieser Aspekt muss thematisiert werden.

Beim Datenerhebungsprozess können sich auch Situationen ergeben, in denen der Feldforschende keine Möglichkeit hat, die Daten zu dokumentieren und es bleibt nur die

„nachträgliche Protokollierung des dabei Beobachteten und Wahrgenommenen“ (Lüders 2000: 396) übrig. Darüber hinaus kann es auch während der Feldforschung zu Situationen kommen, in denen vertrauliche Informationen nur unter der Voraussetzung preisgegeben werden, dass diese vom Ethnologen nicht schriftlich oder als Tonaufnahme aufgezeichnet werden dürfen.

Da im Vorhinein nicht bestimmt werden kann, welche Daten wichtig sind oder später wichtig sein könnten, wird als sicherste Methode diejenige angenommen, wonach man alles notiert und dokumentiert, damit man es notfalls auch noch Jahre später wieder finden kann (vgl. Barley 1991: 173, u.a.m.).

3.9. Aufbereitung und Auswertung ethnographischer Daten

Der wichtige Schritt zwischen der Erhebung und der Auswertung von Daten ist die Aufbereitungsphase. Hier wird das Material „festgehalten, aufgezeichnet, aufbereitet und geordnet“ (Mayring 2002: 85), bevor es ausgewertet werden kann. Protokolle und transkribierte Interviews werden einer genauen Analyse unterzogen.

Mittels der Methode der qualitativen Inhaltsanalyse werden Texte und Interviews einer Analyse unterzogen. Die Voraussetzung für die Auswertung von qualitativen Interviews ist es, die Ton- oder Videoaufzeichnungen von diesen in eine transkribierte Form zu bringen. Diese Notwendigkeit ist zeitintensiv und die Schwierigkeit liegt darin, das Gehörte situations- und inhaltsgetreu zu Papier zu bringen (siehe hierzu Lamnek 1995: 108). Diese „Wortprotokolle“ und die Aufzeichnung nonverbaler Aspekte ermöglichen es, die einzelnen Aussagen und Verhaltensweisen besser in ihrem Kontext zu sehen, denn erst durch die wörtliche Transkription werden die Besonderheiten eines Gesprächs sichtbar (vgl. Mayring 2002: 89).

Bei der Auswertung des vorliegenden Materials geht es als Voraussetzung für die Interpretation der Daten darum, eine Strukturierung vorzunehmen. Diese Strukturierung erfolgt im Prozess der Inhaltsanalyse, wobei es die Stärke der Inhaltsanalyse ist, „dass sie streng methodisch kontrolliert das Material schrittweise analysiert“ (Mayring 2002: 114).

Die verschiedenen Techniken der qualitativen Inhaltsanalyse (siehe hierzu Lamnek 1995: 172 ff., Mayring 2002: 114 ff.) sind eine bewehrte Auswertungsmethode für die Datenanalyse und Textinterpretation. Es werden Situationen oder Prozesse rekonstruiert und wissenschaftlich interpretiert. Diese Arbeit ist aufwendig und setzt eine sehr genaue

und disziplinierte Aufzeichnungstechnik voraus. Hierzu spielen die Überprüfbarkeit der unterschiedlichen Schritte der Datengewinnung eine große Rolle.

3.9.1. Repräsentation ethnographischer Daten

Die Darstellung von Forschungsergebnissen bzw. eine Überblicksdarstellung über die erforschten Aspekte einer Kultur soll immer möglichst umfassend und nachvollziehbar sein. Dazu schreibt Kohl (2000: 212):

„Eine andere Kultur beschreiben bedeutet immer auch ein Stück Übersetzungsarbeit. Ihre besonderen Lebensformen, Verhaltensweisen, Denkkategorien, Normen und Werte gilt es so wiederzugeben, dass sie der Leser sei er Wissenschaftler oder Laie - auf die eigenkulturellen Erfahrungen abzubilden vermag“.

Denn die zusätzliche Aufgabe des Feldforschers besteht neben der Datensammlung und Auswertung der Forschungsergebnisse auch in der Darstellung. Eduard Matt (2001: 15 f.) meint diesbezüglich, dass die Darstellung der Forschungsergebnisse „zugleich auch eine Analyse der Wirklichkeit“ ist. Die Repräsentation bzw. Interpretation der Forschungsergebnisse ist ein schwieriges Unterfangen. Es muss darauf geachtet werden, dass der Ethnograph als von außen Kommender, Situationen oft anders wahrnimmt als die Gewährsperson und aus diesem Grund mit einer Fülle von sehr unterschiedlichen Informationen zurechtkommen muss:

„Das, womit der Ethnograph tatsächlich zu tun hat [...] ist eine Vielfalt komplexer oft übereinander gelagerter oder ineinander verwobener Vorstellungsstrukturen, die fremdartig und zugleich ungeordnet und verborgen sind und die er zunächst einmal irgendwie erfassen muss. Das gilt gerade für die elementaren Ebenen seiner Tätigkeiten im Dschungel der Feldarbeit: für die Interviews mit Informanten, die Beobachtung von Ritualen, das Zusammentragen von Verwandtschaftsbegriffen, [...] das Schreiben eines Tagebuchs“ (Geertz 1997: 15).

Aus diesem Grund spricht Clifford Geertz, im Fall der Ethnographie, von „dichter Beschreibung“. Gottowik (1999: 79) erläutert hierzu Folgend:

„Die Menschen sind in kulturspezifische Symbolsysteme eingebunden, von denen sie nachhaltig geprägt werden und die sie zugleich aktiv mitgestalten. Für Geertz kommt es entscheidend darauf an, die Bedeutung dieser Symbolsysteme aus der Perspektive des Einheimischen zu verstehen und „dicht“ zu beschreiben“.

Die Beschreibung einer fremden Kultur ist dem Ethnographen also nur anhand der komplexen Bedeutungs- und Vorstellungsstrukturen auf den verschiedenen und miteinander verwobenen kulturellen und sozialen Ebenen möglich.

Bei der klassischen Darstellungsform waren die Autoren der Ansicht, dass es sich bei ethnographischen Darstellungen um „Abbildungen einer vom Betrachter unabhängige Realität handle“ (Kohl 2000: 123). In diesen klassischen Monographien³ kommt deshalb der Autor im Text nicht vor, es wird auf die vermittelnde Funktion des Ich-Erzählens verzichtet und der Leser erfährt „über die Umstände seiner ‚Feldarbeit‘ zwar im Vorwort und vielleicht auch in der einen oder anderen Fußnote, aus dem fortlaufenden Text aber sind die Momente persönlichen Erlebens sorgfältig getilgt“ (Kohl 2000: 212).

Dieser Stil, „geschlossene Darstellungen einzelner Lebensformen geben zu wollen“ (Berg/Fuchs 1993: 40), wurde bis in die 1960er Jahren nicht hinterfragt und als bewährte Form zur Beschreibung fremder Kulturen angesehen. Den ersten großen Anstoß zur Auseinandersetzung mit dem Fremd- und Selbstbild bei ethnographischen Darstellungen löste die Veröffentlichung der privaten Tagebücher Malinowskis 1967 aus. Es begann sich eine Repräsentationskrise abzuzeichnen, bei der die methodologische Bedeutung der kulturellen und persönlichen Einflüsse des Feldforschers diskutiert und die Objektivität des Forschenden bei der Datensammlung in Frage gestellt wurde (vgl. ebd.: 42, Kutzschenbach 1982: 8 f.).

Diese Krise erreichte am Beginn der 1980er Jahre im Zuge der *Writing Culture*-Debatte ihren Höhepunkt. Es ging um die Suche nach neuen Wegen, „die es diesen ‚Anderen‘ ermöglichen sollten, einen Subjektstatus in den wissenschaftlichen Arbeiten einzunehmen“ (Ferstl 2007: 36). Im Zuge von Veränderungen der „Interaktions- und Repräsentationspraxis“ (ebd.: 37) entwickelten sich neue Darstellungsformen der Ethnographie.

Eine solche neue Darstellungsform ist die „selbst-bekennende (confessional) Beschreibung“ (Matt 2000: 584), bei dem der Forschende mit seinen körperlichen Strapazen, den gesundheitlichen Beschwerden, den persönlichen Entbehrungen, den Vorurteilen und den entsprechenden Gefühls- und Entbehrungszuständen im Mittelpunkt steht (vgl. Kohl 2000: 123 ff.). Hierzu nennt Kohl (ebd.: 125) die „mittlerweile zu einem ganzen Zyklus angeschwollenen ethnographischen Erfahrungsberichte des britischen Ethnologen Nigel Barley“. Diese Berichte „beziehen ihren Reiz daraus, dass sie offenherzig und in aller Breite darlegen, was man sich früher höchstens im vertrauten Kollegenkreis gegenseitig einstand“ (ebd.).

³ Eine Monographie ist die umfassende Abhandlung eines bestimmten Themas einer Kultur (vgl. Lang 1999: 258). In der Ethnologie besteht somit die Rolle der Monographie darin, kulturelle Erscheinungen in sich vollständig abzuhandeln.

Auch die „impressionistische Beschreibung“ (Matt 2000: 584) ist eine außerordentlich persönliche Darstellung der Tätigkeiten im Feld. Hier steht das Wiedererleben der Geschichte, nicht die Interpretation oder Analyse im Vordergrund und nur ein kleiner Teil des Forschungsgegenstandes wird illustriert.

Zu diesen beiden letztgenannten Formen der Beschreibungen, bei welchen die persönlichen Vorstellungen, Erlebnisse und Emotionen eine große Rolle spielen, zählen vor allem Tagebücher, ethnologische Romane und literarische Darstellungen des Erlebten in der Forschungssituation (vgl. ebd.: 585 f.). Dieser Wandel der Darstellungsform entspricht laut Kohl (2000: 127 f.) einer Veränderung der Beziehung zum Feld:

„[...] dem Wandel im Verhältnis von Forschern zu Erforschten. [...] Ethnographien zu schreiben ist heute ein allgemeines Wagnis. Auch die Ethnographierten selbst sind zu ihren potentiellen Lesern geworden und die Autoren müssen sich auch dem Urteil der Untersuchten stellen“.

Wichtig bei der Darstellung von Forschungsergebnissen ist der Verweis auf den Entstehungskontext der Arbeit, auf die „Eingebundenheit in spezifische praktische Umstände und institutionelle Rahmen, unter denen sie entstanden ist, die Antwort warum der Text gerade diese Form (Analyse, textliche Darstellung) angenommen hat“ (Matt 2000: 586). Es muss also auch beschrieben werden, wie die Gewährspersonen ausgewählt und wie die Daten erhoben und später ausgewertet wurden. Auch Abweichungen des Forschungsvorhabens beispielsweise aufgrund lokaler Gegebenheiten, Probleme mit Gewährspersonen, sowie die Beschreibung der Rollenzuschreibung im Feld gehören dazu (vgl. Beer 2003: 28).

Die ethische und rechtliche Vertretbarkeit spielen auf jeden Fall bei der ethnographischen Darstellung eine wesentliche Rolle und müssen bei jedem veröffentlichten Text berücksichtigt werden, denn „jede Forschung und Veröffentlichung kann zu einer Schädigung führen“ (Atteslander 2000: 111). Bei der Veröffentlichung von Forschungsergebnissen ergibt sich auch fast zwingend dadurch ein Konflikt, dass „durch notwendige Anonymisierung die Überprüfbarkeit der Daten logischerweise nicht überprüfbar bleibt“ (Fischer 2002: 16 f.). Die Daten müssen einerseits nachweisbar sein und andererseits sollen die persönlichen Rechte der Gewährspersonen geschützt werden.

3.9.2. Ethische Probleme im Feldforschungsprozess

Die ethischen Probleme, welche während der Feldforschung auftreten oder aus der Feldforschung resultieren, betreffen vor allem die Beziehung zwischen dem Feldforscher

und den in den Untersuchungen einbezogenen Personen. Hierzu schreibt Amborn (1993: 15):

„Die Behandlung ethischer Fragen wäre kaum vonnöten, wenn ein spannungsfreies, ausgewogenes Verhältnis zwischen Forscher, Wissenschaft und Forschungsgegenstand (fremde Menschen!) bestünde“.

Im Zuge der konkreten Interaktionen zwischen dem Forschenden und dem Forschungsfeld ergeben sich besonders Probleme im Hinblick auf das „angemessene Verhalten“ gegenüber den Gastgebern (vgl. Hornbacher 1993: 39).

Überlegungen in Hinblick auf ethische Aspekte betreffen beispielsweise:

- Die Einhaltung von Anonymitäts- und Vertraulichkeitszusagen,
- die Freiwilligkeit der Teilnahme der Untersuchten,
- die Notwendigkeit einer angemessenen Bezahlung der Gewährspersonen für ihren Zeit- und Arbeitsaufwand,
- die möglichen Nachteile für die Untersuchungskultur und die Bewahrung der Untersuchten vor eventuellen Schädigungen,
- die eventuell auftretenden Veränderungen des Feldes durch die Anwesenheit des Forschenden,
- das richtige Verhalten, wenn man der Ansicht ist, dass gerade etwas Unrechtes passiert,
- den Umgang mit vertraulichen Informationen und
- die Rechtfertigung der teilnehmenden Beobachtung (vgl. Beer 2003: 26 f., Hopf 2000b: 590 f.).

In dieser Hinsicht ist es gleich zu Beginn des Forschungsaufenthaltes verpflichtend, ausführlich über die Ziele und angewandten Methoden zu informieren und auch so gut wie möglich nachvollziehbar zu erklären, warum und weshalb man sich monatelang vor Ort aufhalten wird.

Der Feldforschungsaufenthalt kostet Geld und vor allem Zeit. Durch die veränderten Lebensumstände im Feld ist man auf die Unterstützung von Familie, Kollegen und Organisationen, aber vor allem auf die Menschen vor Ort angewiesen. Besonders gefordert ist die Eigenverantwortlichkeit, da der Feldforschende immer „in interaktiven Beziehungen und Verpflichtungen z.B. zu seinen Informanten, Regierungsbükratien seiner Gruppe, zu Interessensverbänden, zu Geldgebern, Auftraggebern, zur Wissenschaft mit Lehrern, Schülern und Prinzipien“ (Köpping 1993: 113 f.) steht.

4. Die drei Feldforschungs-Typen

4.1. Die „klassische“ stationäre Feldforschung am Beispiel Bronislaw Malinowskis

4.1.1. Kurze Biographie

Bronislaw Malinowski wurde am 17. April 1884 in Krakau/Polen geboren und verstarb am 16. Mai 1942 in New Haven/USA.

Nach seiner Schulzeit studierte er Physik und Chemie und erwarb 1908 den Doktor der Philosophie an der Universität Krakau. Inspiriert von James G. Frazers Werk *The Golden Bough*⁴ begann er in Leipzig für ein Jahr das Studium der Volkspsychologie und Wirtschaftsgeschichte bei Karl Bücher und Wilhelm Wundt. Seine Beschäftigung mit anthropologischen Fragestellungen setzte er 1910 in England fort, wo er an der *London School of Economics and Political Science* bei William H. Rivers, Edward Westermarck und Charles G. Seligman arbeitete (vgl. Firth 1986: 5, Kohl 1990: 227 f., Young 2002: 1 ff.).

Malinowski gilt als Begründer des Funktionalismus. Bei der Auseinandersetzung mit Bronislaw Malinowski treten immer wieder die beiden Begriffe Kultur und Funktion in den Vordergrund. Im Funktionalismus von Bronislaw Malinowski wird die Kultur als funktional betrachtet, d.h. dass man davon ausgeht, dass besonders die Beziehungen zwischen den verschiedenen Bereichen der Gesellschaft im Vordergrund stehen sollten. Unter Funktion verstand Malinowski im Konkreten die „Befriedigung eines Bedürfnisses durch eine Handlung, bei der Menschen zusammenwirken, Artefakte benutzen und Güter verbrauchen“ (Malinowski 1975: 110).

Diesen funktionalen Forschungsansatz verwendete Malinowski nicht nur als methodisches Hilfsmittel in seiner empirischen Forschung. Er baute diesen Ansatz zu einer funktionalistischen Theorie der Kultur aus, welche ihm Ergebnisse und Beweise für die Ähnlichkeit menschlicher Kulturgestaltungen lieferten (vgl. Kohl 2000: 139).

Im Jahre 1914 reiste Malinowski, der an einer Tagung der *British Association for the Advancement of Science*⁵ teilnehmen wollte, zum ersten Mal nach Melbourne in

⁴ „The Golden Bough“ erschien erstmals 1890 und erweiterte sich bis 1900 zu zwölf Bänden. In diesem Werk präsentiert der britische Ethnologe Sir James G. Frazer reiches Material zur Stützung der These, dass es eine Stufenfolge menschlicher Denkformen gibt, die von der Magie über die Religion bis zur Wissenschaft hinaufführte (vgl. Stagl 1999: 134).

⁵ Die *British Association for the Advancement of Science* ist eine US-amerikanische „Wissenschaftsgesellschaft“ mit dem Ziel, den Austausch zwischen Wissenschaftler zu fördern.

Australien. Während seines Aufenthaltes kam es zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges, und da er die österreichische Staatsbürgerschaft innehatte, galt er als Angehöriger der verfeindeten Nation und konnte drei Jahre lang nicht nach England ausreisen. Für die Durchführung von ethnographischen Untersuchungen, fehlte ihm die Erlaubnis der australischen Regierung. Durch die Unterstützung vom britischen Anthropologen Alfred C. Haddon, dank dessen persönlichen Beziehungen zur australischen Regierung und einem Empfehlungsschreiben der *University of London*, konnte er sechs Monate vor Ort auf der Insel Mailu im Süden Neuguineas forschen und bekam so einen ersten Einblick in die Probleme und Schwierigkeiten einer ethnographischen Feldforschung. Im Zuge dieser Forschung auf der Insel Mailu konnte er erste grundlegende Arbeitsstrategien formulieren, wobei er diese bei seinen weiteren Forschungsaufenthalten auf den Trobriand-Inseln (1915/16 und 1917/18) anwenden konnte (vgl. Kohl 1990: 229 f., Young 2002: 3 ff.). Diese stationären Feldaufenthalte auf der Insel Mailu und auf den Trobriand-Inseln prägten seine wissenschaftliche Karriere nachhaltig. Die Forschungsergebnisse hielt er in drei großen Monographien fest.

4.1.2. Malinowskis ethnographische Feldforschung

Für Malinowski besteht das Ziel der ethnographischen Forschung darin, „den Standpunkt des Eingeborenen, seinen Bezug zum Leben zu verstehen und sich seine Sicht seiner Welt vor Augen zu führen“ (Malinowski 2001a: 49). Schon sehr früh waren diese Forderungen aufgestellt worden (siehe hierzu Dammann 1999:110:), aber bei Malinowski bekam dieser Aspekt eine konkretere Bedeutung. Außerdem legte er großen Wert darauf, dass die Kultur immer in ihrer Gesamtheit untersucht wird:

„Der Feld-Ethnograph muss ernst und nüchtern den ganzen Umfang der Phänomene in jedem Aspekt der Stammeskultur, die er studiert, berücksichtigen und darf nicht unterscheiden zwischen dem, was alltäglich, langweilig oder gewöhnlich ist, und dem, was ihm als erstaunlich und ungewöhnlich auffällt. Zugleich muss das ganze Gebiet der Stammeskultur in all seinen Aspekten in die Untersuchung miteinfließen“ (Malinowski 2001a: 33).

Malinowski sieht als Funktionalist eine der Aufgaben des Forschers darin, die Handlungen der Menschen zur Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse zu erkennen und diese im gesamtulturellen Kontext zu interpretieren. Er nennt diesbezüglich drei methodische Zugänge:

1. Die Datensammlung betreffend die soziokulturellen Aspekte der Organisation der Untersuchungskultur, wobei hier Statistiken und anderen Aufzeichnungen zur Anwendung kommen sollen,
2. die Erforschung des Alltagslebens durch teilnehmende Beobachtung und
3. die Datensammlung betreffend das Denk- und Verhaltensmuster der Untersuchungskultur, wobei hier ethnographische Aufzeichnungen, volkstümliche Überlieferungen, charakteristische Erzählungen und Magieausprägungen zur Anwendung kommen sollen (vgl. ebd.: 48 f.).

Die Voraussetzung dafür, dass diese drei Zugänge verwirklicht werden, sind ein stationärer Aufenthalt im Feld und das Erlernen der lokalen Sprachen. Malinowski lebte während seiner Forschungsaufenthalte auf den Trobriand-Inseln in einem Zelt inmitten der dörflichen Siedlung; er erlernte die lokale Sprache und konnte so die kulturellen Geschehnisse und sozialen Abläufe detailliert miterleben und beobachten. Durch dieses Zusammenspiel von Erlernen, Erleben und Erfahren konnte er die fremde Kultur als teilnehmender Beobachter begreifen. Bedeutend für ihn waren die Herauslösung aus seinem herkömmlichen sozialen Umfeld und der enge Kontakt mit seinen Gastgebern. Diesbezüglich schreibt Malinowski (ebd.: 28) aber auch, dass er trotzdem darüber froh war, einen Rückzugsort bei der Missionsstation zu haben:

„Es ist sehr schön, auf dem Grundstück eines Weißen einen Versorgungsstützpunkt für die Vorräte zu besitzen und zu wissen, dass es ein Refugium gibt für Zeiten der Krankheit und des Überdresses an den Eingeborenen. Es muss jedoch weit genug entfernt liegen, damit sich kein ständiges Milieu entwickeln kann, in dem man lebt und aus dem man nur zu bestimmten Stunden auftaucht, um sich mit dem Dorf zu beschäftigen'. Es sollte nicht einmal so nahe liegen, dass man es jederzeit zur Erholung aufsuchen könnte“.

Nach ihm setzt der Erfolg einer Feldforschung Geduld, gesunden Menschenverstand und die Anwendung folgender drei methodischer Prinzipien voraus:

1. Der Forscher muss mit wissenschaftlichen Zielen ins Feld gehen und dennoch die Kultur von innen heraus betrachten,
2. er soll sich gute Arbeitsbedingungen schaffen, indem er direkt bei der Untersuchungskultur lebt und
3. er soll konkrete Datenerhebungsmethoden in der Feldsituation anwenden und das Forschungsmaterial anschließend analysieren und sichern (vgl. ebd.).

Wie bereits erwähnt, gilt Malinowski als Wegbereiter der teilnehmenden Beobachtung, die er im folgenden Ausschnitt trefflich beschreibt (ebd.: 29 f.):

„Bald schon, nachdem ich mich in Omarakana (Trobriand-Inseln) niedergelassen hatte, nahm ich auf bestimmte Weise am Dorfleben teil, indem ich erwartungsvoll den wichtigen oder festlichen Ereignissen entgegensah, am Klatsch und an der Entwicklung der kleinen Dorfbegebenheiten persönlich Anteil nahm und jeden Morgen zu einem Tag erwachte, der sich mir mehr oder weniger so darstellte wie den Eingeborenen. [...] Wenn ich meinen Morgenspaziergang durch das Dorf machte, konnte ich intime Details des Familienlebens sehen, Toilettenmachen, Kochen, Essen. Ich konnte die Erledigungen der Tagesarbeit beobachten, Leute, die mit ihren Besorgungen begannen oder Gruppen von Männern und Frauen, die mit irgendwelchen Hausarbeiten beschäftigt waren. Streitigkeiten, Scherze, Familienszenen - Ereignisse, die gewöhnlich trivial, manchmal dramatisch, aber immer bedeutsam waren, bildeten die Atmosphäre meines täglichen Lebens wie auch des ihren“.

Die Wissenschaftlichkeit ethnographischer Quellen wird nach Malinowski (ebd.: 25) daran ersichtlich, dass zwischen den Ergebnissen direkter Beobachtung, Berichten und Interpretationen der Gewährspersonen einerseits und den Schlussfolgerungen des Wissenschaftlers andererseits klar eine Grenze gezogen werden kann.

4.1.3. Malinowskis Trilogie über die Trobriander und seine privaten Tagebücher

Aus den Ergebnissen seiner Forschungsaufenthalte auf den Trobriand-Inseln 1915/1916 und 1917/1918 verfasste Malinowski eine dreibändige Monographie. In jedem Band dieser Monographie, welche in Form einer Reisebeschreibung dargestellt ist, konzentriert er sich auf einen der Lebensaspekte der Trobriander.

In der ersten Monographie „Argonauten des westlichen Pazifik“ (erstmalig 1922 unter dem englischen Titel *Argonauts of the Western Pacific* erschienen) geht es um das Tauschsystem des Kula⁶, den Sinn und die Funktion des Kula-Tausches für die Trobriander und die rituellen Vorbereitungen für die damit verbundenen Seefahrten. Die ökonomischen, sozialen und magischen Aktivitäten im Zuge der „Kula-Expeditionen“ beschrieb Malinowski so, dass „der Leser das System des Gabentausches nur allmählich, Schritt für Schritt, aus einzelnen Aspekten erfahren kann“ (Kramer 2005: 75). Malinowski beschrieb die Kultur der Trobriander nicht aus der Perspektive des Forschers Malinowski, sondern er versuchte die trobriandische Kultur aus der Perspektive der Trobriander selbst wiederzugeben. Besonders dies sorgte in Fachkreisen einst für Kritik, da ihm vorgeworfen

⁶ Kula ist ein von rituellen Praktiken begleitetes Tauschsystem, bei dem „Wertobjekte zwischen individuellen, oft lebenslangen Partnern innerhalb der eigenen Kula-Gemeinschaften im Gebiet der meisten Inseln und Inselgruppen der Milne Bay Provinz Papua-Neuguineas kreisen“ (Haberland/Seyfarth 1999: 218).

wurde, er habe Ethnologie „aus der eingeschränkten Perspektive eines trobriandischen Ethnozentrismus“ (Kohl 1990: 288) betrieben.

In der zweiten Monographie „Das Geschlechterleben der Wilden in Nordwest-Melanesien“ (erstmalig 1927 unter dem englischen Titel *The Sexual Life of Savages in North-Western Melanesia* erschienen) geht es Malinowski um die Kultur der Trobriander im Hinblick auf den individuellen Lebenszyklus. Malinowski setzte die matrilineare Verwandtschaftsstruktur sowie die Heirats- und Begräbniszeremonien mit den verschiedenen Lebensstadien in Relation und beschäftigte sich mit der sozialen Organisation von Sexualität, mit der „Liebesmagie“ und den Eltern-Kind Beziehungen.

In der dritten Monographie „Korallengärten und Magie“ (erstmalig 1935 unter dem englischen Titel *Coral Gardens and Their Magic* erschienen) geht es um den jahreszeitlichen Ablauf, die Sprache des Gartenbaus und die damit verbundenen Institutionen der Trobriand-Inseln.

Das romantische Bild der trobriandischen Kultur, wie es Malinowski in seinen Monographien dargestellt hatte, wurde durch die Veröffentlichung seiner privaten Tagebücher „Ein Tagebuch im strikten Sinne des Wortes“ (erstmalig 1967 unter dem englischen Titel *A Diary in the Strict Sense of the Term* erschienen) zerstört. In diesen Tagebüchern, welche nicht publiziert hätten werden sollen, notierte er seine persönlichen Gefühle und Emotionen, wodurch der subjektive Einfluss des Feldforschers auf die Feldforschungssituation sichtbar wurde. Kohl (2000: 115) meint, dass diese privaten Tagebücher vor allem zeigen, dass Malinowski sich nicht wirklich in die fremde Kultur integrieren konnte. In diesem Sinn schreibt er:

„Zeugnisse der Einsamkeit eines Forschers, dem es letztlich nicht gelang, zu den Angehörigen der von ihm untersuchten Kultur Beziehungen aufzunehmen, die über ein bloßes Arbeitsverhältnis hinausgingen. Malinowski blieb ein Außenseiter, der im Zweifelsfall die Gesellschaft der weißen Kolonialresidenten nur allzu gerne der seiner einheimischen Gewährsleute vorzog. Eine wirkliche Integration in die fremde Kultur ist ihm offensichtlich nicht gelungen“.

Sein Heimweh, das häufige Auftreten von Kopfschmerzen, seine tiefen Depressionen, erotische Triebwünsche und seine Selbstzweifel versuchte Malinowski durch exzessive Spaziergänge, physische Übungen und durch den Rückzug in Scheinwelten von Romanen und Tagträumen zu verdrängen. Zum Ende seines Aufenthaltes hin lebte Malinowski seine aufgestaute Enttäuschung und Verbitterung im alltäglichen Umgang mit den beobachteten Menschen durch Aggression und rassistische Beschimpfungen aus (vgl. Dammann 1991:

126 ff.). Diese Tagebucheintragungen sind allerdings nicht unbedingt ein Beweis dafür, dass eine solche Feldforschung scheitern muss, denn - wie Dammann (ebd.: 139) meint:

„[...], dass er seine nicht unerheblichen Konflikte notiert hat, macht Malinowski eben nicht zu einem Negativbeispiel, zum wandelnden Beweis der Undurchführbarkeit einer verstehend-mitvollziehenden Forschung, sondern im Gegenteil zu einem Paradebeispiel dafür, wie sich trotz aller Schwierigkeiten und Grenzen Verstehen und Verständnis erreichen lassen, ohne dass man tatsächlich einer derer werden muss, die man erforschen will“.

Andere Autoren sind Dammanns Überzeugung. So meint auch Kiepe (2005: 9), dass bei Malinowski erstmals eine „selbstkritische, reflexive Betrachtung des Umgangs mit der Verantwortung gegenüber dem Forschungsgegenstand“ in der Geschichte der Anthropologie explizit auftrat.

4.2. Die „umstrittene“ Feldforschung am Beispiel Margaret Meads

4.2.1. Kurze Biographie

Die nordamerikanische (US) Kulturanthropologin Margaret Mead wurde am 16. Dezember 1901 in Philadelphia geboren und sie verstarb am 15. November 1978 in New York.

Sie wuchs in einer intellektuellen Familie auf. Der Vater war Professor für Finanzwissenschaften und ihre Mutter eine promovierte Soziologin und engagierte Frauenrechtsvertreterin. Nach dem Verlassen der Schule studierte Mead Psychologie am *Barnard College* in New York, dann Ethnologie an der *Columbia University* unter Franz Boas. Sie fand in ihm einen wichtigen Mentor und in seiner Assistentin Ruth Benedict eine lebenslange Freundin (vgl. Zanolli 1990: 297 f.). Nach ihrem Studiumsabschluss im Jahre 1926 erhielt Mead eine feste Anstellung als Assistentin am *American Museum of Natural History* in New York, später wurde sie Konservatorin in der Pazifik-Abteilung des Museums. Ab 1954 lehrte sie als außerordentliche Professorin an der *Columbia University*. Mit ihrer Assistentin Ruth Benedict gründete sie 1944 das *Institute for Intercultural Studies*, um weitere Forscher zu kulturvergleichenden Studien anzuregen (vgl. ebd.: 314). Mead war überzeugt davon, dass die Ethnologie einen Beitrag für den Frieden auf der Welt leisten kann (vgl. ebd.: 298).

Mead, welche dreimal verheiratet war, lernte ihren ersten Ehemann, den Archäologen Luther Cressman, bereits an der High School kennen. Ihren zweiten Ehemann, den

neuseeländischen Psychologen Reo Fortune traf sie auf der Rückreise von ihrem ersten Feldaufenthalt auf Samoa. Mit ihm führte sie Forschungsreisen bei den Manus auf den Admiralitätsinseln durch, wo sie das Verhalten der Kinder in dieser Gesellschaft dokumentierte. Bei den Omaha-Indianern in Nordamerika befassten sie sich mit Kulturwandel. Es folgten weitere gemeinsame Aufenthalte in Neuguinea, bei den Arapesh, Mundugumor und Tchambuli: Die durchgeführten Kulturvergleiche führten sie zur Erkenntnis, dass die uns bekannten Geschlechterrollen kulturell bedingt und nicht genetisch vorgegeben sind. Dieses Ergebnis Ihrer Forschung war bereits eine ihrer Arbeitshypothesen auf Samoa gewesen. Ihren dritten Ehemann, den britischen Anthropologen Gregory Bateson, traf sie während der Feldforschung bei den Tchambuli. Später forschte sie mit Bateson auf Bali und in Neuguinea (vgl. Mead 1971c: 10 f.). Aus der Ehe mit Gregory Bateson stammt ihr einziges Kind Mary Catherine Bateson, die später ebenfalls Anthropologin wurde.

Bei ihren Forschungstätigkeiten war Mead stark von ihrem Mentor, dem Vater der nordamerikanischen Kultur- und Sozialanthropologie, Franz Boas geprägt. Dieser begründete den Kulturrelativismus und prägte dadurch die amerikanische Kulturanthropologie nachhaltig. Damals gab es eine große Diskussion zur „Nature versus Nurture“-Debatte also eine Diskussion über das Vorherrschen eines biologischen versus einen kulturellen Determinismus (siehe Dammann 1991: 47). Thema war (ebd.) „ob das Sozialverhalten der Menschen durch biologische Faktoren unverrückbar determiniert oder aber durch kulturelle Einflüsse gesteuert ist“.

Mead folgte wie Boas dem Gedanken, dass „jedes kulturelle Phänomen, jede menschliche Verhaltensweise, jedes kulturelle Zeugnis [...], als Teil eines gesamten kulturellen Systems zu sehen und in Bezug zu allen anderen Phänomenen der jeweiligen Kultur zu setzen sei“ (Zanolli 1990: 299 f.). Wären beispielsweise die emotionalen Konflikte und Krisen während der Adoleszenz die Folge biologischer Reifungsprozesse, so müssten diese in allen Gesellschaften anzutreffen sein. Aber sie meinte, dass dies nicht der Fall sei und

„dass die Adoleszenz nicht unbedingt eine besonders schwierige Periode im Leben des Mädchens sein muss - und bewiesen ist, wenn wir irgendeine Gesellschaft finden, in der das der Fall ist -, was ist dann an den Nöten der amerikanischen Jugend schuld? Man kann ganz einfach sagen, dass irgendetwas in den beiden Kulturen anders sein muss, das den Unterschied begründet“ (Mead 1970a: 166).

Mead gilt auch als führende Vertreterin der US-amerikanischen *Culture and Personality School*, nach welcher Kultur „ein je einzigartiges integrales Ganzes dar[stellt], dessen Züge

und Formen Ausdruck grundlegender kollektiver Persönlichkeits- und Verhaltensmuster (patterns) sind, die - und dem galt das bevorzugte Interesse Meads - über die Sozialisation immer auch das Verhaltensprofil jedes einzelnen prägen“ (Müller/Treml 2002: 127).

4.2.2. Meads ethnographische Feldforschung und ihre Trilogie „Jugend und Sexualität in primitiven Gesellschaften“

Zu Beginn ihrer Karriere, am Ende des Sommers 1924 nahm Mead in Toronto, wie Malinowski zehn Jahre zuvor in Melbourne, bei einer Tagung der *British Association for the Advancement of Science* teil. Dort kam es zu Diskussionen, in denen die Teilnehmer sich jeweils auf ihre Untersuchungskultur bezogen. Mead (vgl. 1978: 101) schreibt in ihrer Autobiographie, wie sehr sie sich selbst nach einer eigenen Ethnie sehnt, einem eigenen Forschungsbereich.

Es dauerte aber nicht lange, bis Mead im Jahre 1925, im Alter von 23 Jahren als noch unerfahrene Wissenschaftlerin für neun Monate nach Samoa reiste, um der Forschungsfrage nachzugehen, ob Konflikte während der Pubertät ein universelles auf biologische Veränderungen zurückzuführendes Phänomen sei oder ob auch kulturelle Normen eine Rolle dabei spielen. Vor Ort beobachtete sie heranwachsende Mädchen und sie beschrieb die samoanische Kultur als sehr harmonisch. So meint sie:

„Die Grundlage des Lebens auf Samoa, die das Aufwachsen so leicht, so einfach gestaltet, ist die allgemeine Gleichgültigkeit der ganzen Gesellschaft. Denn auf Samoa spielt niemand mit hohem Einsatz, niemand zahlt einen hohen Preis, niemand leidet für seine Überzeugungen oder kämpft bis zur Ermattung für ein besonderes Ziel. [...] Die Menschen sind weder von Armut, noch von großen Unglücksfällen bedroht; sie haben also keine Ursache, um ihr Leben zu zittern oder um ihre Existenz besorgt zu sein. [...] Niemand wird im Leben vorwärts getrieben oder wegen langsamer Entwicklung bestraft“ (Mead 1971a: 167).

Die Forschungsergebnisse dieser Studie stellt sie im Buch „Kindheit und Jugend in Samoa“ (erstmalig 1928 unter dem englischen Titel *Coming of Age in Samoa* erschienen) dar. Diese Beschreibung, wonach die Pubertät der samoanischen Jugend im Gegensatz zu der pubertierenden Jugend Nordamerikas eine Zeit ohne Krise sei, faszinierte nicht nur Fachleute sondern auch ein großes Publikum weltweit. Malinowski traute Mead vor der Abreise nach Samoa anscheinend einen Feldaufenthalt nicht zu, denn er war der Meinung, dass sie methodisch schlecht vorbereitet war, die Sprache nicht beherrschte und der Forschungsaufenthalt zu kurz sei. So schreibt Mead (1978: 129):

„Während seines Besuchs in Amerika legte es Malinowski darauf an, jedem zu erzählen, dass meine Forschungsreise nach Samoa zu nichts führen würde, dass

neun Monate eine zu kurze Zeit seien, um irgendwelche ernsthafte Forschungen zu betreiben, und dass ich wahrscheinlich noch nicht einmal die Sprache erlernen würde“.

Aber ihre Forschungsergebnisse beeindruckten nun auch Malinowski. Freeman (1983: 129) schreibt hierzu: „Seiner Meinung nach sei Miss Meads Buch ‚ein hervorragender Erfolg‘ und ‚ein absolut erstklassiges Beispiel deskriptiver Anthropologie‘“.

Eine weitere bedeutsame Forschungsarbeit führte Mead mit ihrem zweiten Ehemann Reo Fortune bei den Manus auf den Admiralitätsinseln im Süden Neuguineas durch. Meads Forschungsziel war es hier, das Verhalten und die Denkweisen von Kindern bei den Manus auf den Admiralitätsinseln denen der nordamerikanischen Kinder gegenüberzustellen. Die Ergebnisse dieser Forschung stellte sie im Buch „Kindheit und Jugend in Neuguinea“ (erstmalig 1931 unter dem englischen Titel *Growing up in New Guinea* erschienen) dar. In „Geschlecht und Temperament in drei primitiven Gesellschaften“ (erstmalig 1935 unter dem englischen Titel *Sex and Temperament in Three Primitive Societies* erschienen) verglich Mead die Verhältnisse zwischen Mann und Frau bei den Kulturen der Arapesh, Mundugumor und Tchambuli in Neuguinea. Mit ihrem dritten Ehemann Gregory Bateson forschte sie in Bali. Dort kam es zur Bildung eines Forschungsteams mit acht Mitarbeitern, welche den Forschungsfokus auf die Beziehung zwischen Mutter und Kind legten. Bei dieser Forschung leisteten Mead und Bateson in methodischer Hinsicht Pionierarbeit, da die Forschungsdokumentation vor allem aus Fotos und Filmen bestand (vgl. Zanolli 1990: 307).

4.2.3. Kritik an Margaret Meads Forschungsarbeiten

Der bekannteste Kritiker Margaret Meads war der am 15. August 1916 geborene und im Jahre 2001 verstorbene neuseeländische Anthropologe Derek Freeman. Er reiste im Jahre 1940, „von der Gültigkeit des längst als Standardwerk geltenden Mead-Buches noch vollendet überzeugt“ (Freeman 1983: 16), erstmals nach Samoa. Dort forschte und lebte er für insgesamt sechs Jahre. Er sprach die samoanische Sprache fließend und durch seine Kontrolluntersuchung auf Samoa stieß er auf einige seiner Meinung nach wesentliche Irrtümer Meads, die er zu korrigieren versuchte. Freeman enthüllte Meads Forschungsergebnisse als „Phantasiegebilde eines anthropologischen Mythos, der in krassem Widerspruch zu den Fakten samoanischer Ethnographie und Geschichte steht“ (ebd.: 130).

Seine Forschungsergebnisse veröffentlichte Freeman im Buch „Liebe ohne Aggression“ (erstmals 1983 unter dem englischen Titel *Margaret Mead: the making and unmaking of an anthropological myth* erschienen) vier Jahre nach Meads Tod und fast sechzig Jahre nach ihrem Forschungsaufenthalt auf Samoa. Er versuchte nachzuweisen, dass Mead aufgrund ihres Wunschenkens und ihrer Verallgemeinerung, das barmherzige Bild von Samoa konstruiert hatte. Ihre Darstellung einer friedfertigen konfliktfreien Gesellschaft, erklärte Freeman sich damit, dass Mead mit vorgefasster Meinung ihre Studien angegangen sei und möglicherweise von ihren jungen, pubertierenden Gewährspersonen nicht immer die Wahrheit erzählt bekam. Zusätzlich war Meads Aufenthalt auf Samoa für ihre Themenstellung viel zu kurz, sie war „nur“ neun Monate vor Ort, lebte in keinem samoanischen Haushalt und konnte die samoanische Sprache nicht sprechen (vgl. ebd.: 314 f., Mead 1978: 122).

Wegen eines Hurrikans - der kurz nach Meads Ankunft auf Samoa alles verwüstet hatte - waren die Menschen damals mit dem Wiederaufbau beschäftigt. Laut Freeman (1983: 91) wurden zu dieser Zeit aus diesem Grund kaum Zeremonien durchgeführt, bei denen sie „in irgendwelcher Art als Augenzeugin“ hätte beiwohnen können. In Anbetracht dieser Forschungssituation war sie gezwungen, sich bei der Darstellung grundlegender Aspekte des Lebens auf Samoa gänzlich auf Gewährspersonen zu verlassen (vgl. ebd.: 91). Freeman (ebd.: 312) meint, dass ihre „unzureichende Anpassungs- und Teilnehmerbereitschaft“ ein grundlegendes Problem bei der Datenerhebung darstellte.

Für Mead war es ein großes Anliegen, in der samoanischen Kultur ein Gegenstück zur amerikanischen Gesellschaft zu finden. Sie glaubte hier das Heranwachsen von Jugendlichen ohne seelische Belastungen belegen und damit den Gegensatz zur emotional-belasteten Pubertät von Jugendlichen in westlichen Ländern darstellen zu können. So schreibt Freeman (ebd.: 311) diesbezüglich:

„[...], dass sie bei der Konstruktion ihres Negativbeispiels entscheidend von der romantischen Vision beeinflusst sein muss, die die Phantasie westlicher Menschen seit dem 19. Jh. beherrscht hatte. Die Samoaner, erzählt Mead ihren Lesern, hätten die freie Liebe zu ihrem Zeitvertreib par excellence gemacht und würden nie genug hassen, um den Wunsch zu verspüren, einen anderen Menschen zu töten, denn sie seien ‚eines der liebenswertesten, am wenigsten streitsüchtigen und eines der friedfertigsten Völker der Welt‘“.

Also geht Freeman davon aus, dass Mead sich von den vorherrschenden Vorstellungen über die Südseeinseln als eine Art Paradies auf Erden nicht lösen konnte und diese die Interpretation ihrer Daten beherrschten.

Ein weiterer Kritiker von Mead, der US-amerikanische Anthropologe Lowell D. Holmes, verbrachte im Jahre 1954, auf den Spuren Meads neun Monate auf Samoa. Er meint in diesem Zusammenhang, dass Meads Darstellungen viel zu allgemein und zu wenig nuanciert waren. In diesem Sinn schreibt er (Holmes 1987: 103 f., zitiert in Zanolli 1990: 312 f.):

„Was ich fand, als ich Meads Schriften ausführlich durchsah, war, dass die Kultur nicht ganz so einfach war, wie sie es uns glauben lassen wollte. Mit anderen Worten, sie verallgemeinerte allzu sehr, ein Fehler, der unter jungen Anthropologen im Feld üblich ist. Ich war mit Mead nicht einverstanden, was den Grad der sexuellen Freiheit betraf, [...] doch bin ich sicher, dass sie besseren Zugang zu den Teenagern als ich hatte (und vermutlich Freeman). Hingegen gab es eine ganze Menge Hinweise in der Form von illegitimen Kindern und Scheidungen wegen Untreue, die darauf hindeuten, dass es ziemlich viel vorehelichen und außerehelichen Sex gab. Ich sah die Kultur auch viel mehr auf Wettstreit eingestellt als Mead. [...] Ich sah die Gesellschaft Samoas niemals als so unbeugsam und die Bewohner als so aggressiv, wie Freeman sie charakterisiert. Im Gegenteil, ich sah die Gesellschaft als eine, in der die Menschen bis zum Extrem gingen, um Konflikte zu vermeiden und Kompromisse zu finden“.

Holmes zählt zahlreiche Fakten auf, die weit von dem Bild abwichen, welches Mead eine Generation zuvor von den Samoanern gezeichnet hatte. Beispielsweise bildeten Rang und Prestige „den Brennpunkt der samoanischen Kultur“ (Holmes 1958, zitiert in Freeman 1983: 125), die Bestrafung der Kinder konnte durchaus streng sein, es gab Selbstmorde, Gewaltverbrechen und familiäre Spannungen.

Mead hatte selbst kräftig mitgeholfen, ihrem Buch *Coming of Age in Samoa* allgemeine Anerkennung zu verschaffen, indem sie bei jeder Neuauflage die Gültigkeit ihrer samoanischen Forschungen nachdrücklich unterstrich (vgl. Freeman 1983: 127). Erst als sie im Jahre 1969 mit einem Katalog begründeter Fakten⁷ im Hinblick auf Charakter und Sitten der Samoaner konfrontiert wurde, gestand sie laut Freeman (ebd.: 128) ein, „es bestehe ‚ein ernsthaftes Problem‘, den Widerspruch zwischen ihrer eigenen Darstellung von Samoa und anderen Aufzeichnungen über das Verhalten der einstigen und jetzigen Samoaner zu überbrücken“. Laut Freeman (ebd.: 317) gab es Meads Ansicht nach nur zwei Möglichkeiten, um den Widerspruch zwischen der einstigen und der jetzigen Darstellung der Samoaner zu erklären. Er schreibt Folgendes:

„Entweder befanden sich die Bewohner von Manu’a zum Zeitpunkt ihres [Meads, Anm. d. Verf.] Aufenthaltes ‚zeitweilig im Zustand glückhafter Entspannung‘, so dass das von anderen Ethnographen geschilderte strenge Ethos Samoas weniger auf

⁷ Diese wurden vom samoanischen Autor Fa’afouina Pula und anderen zusammengetragen (vgl. Freeman 1983: 128).

ihnen lastete, oder der Standpunkt eines jungen Mädchens, von dem aus sie das samoanische Gemeinwesen ‚sah‘, war für die Unstimmigkeiten verantwortlich“.

Zur Beantwortung ihrer Fragestellung betreffend die Adoleszenz als Lebensalter, bezog Mead ihre Informationen vorwiegend von pubertierenden Mädchen. Vielleicht lag die Schwierigkeit für Meads Datensammlung darin, dass sie bezüglich des Wahrheitsgehaltes der erhaltenen Informationen den Teenagern vertraute und die Richtigkeit der Informationen voraussetzte. Aber ein weitaus größeres Problem bestand darin, dass sie aufgrund ihres Vorwissens und ihrer theoretischen Annahmen die sie nicht kritisch prüfte, zu falschen und voreiligen Schlüssen veranlasst wurde.

Die Kritik Freemans an Mead zeigt also auch, „dass die jeweilige Sichtweise und Erwartungshaltung eines Ethnologen immer in seine Studie mit einfließt, aber auch, dass Kulturen innere Widersprüche aufweisen können“ (Zanolli 1990: 313).

Harvey R. Bernard (2002: 339 f.) vertritt zum Beispiel die Ansicht, wonach Meads Arbeit dennoch zu den großen Feldforschungen gehört:

“By the way, the value of Mead’s ethnography is not diminished by Freeman’s work. Mead’s argument about the relative importance of cultural, over biological, forces in explaining stress in adolescents is weakened, but her record of life on Samoa in the 1920s is among the great ethnographies ever written”.

4.3. Die „Selbsterfahrungs“-Feldforschung am Beispiel Nigel Barleys

4.3.1. Kurze Biographie

Der britische Anthropologe Nigel Barley wurde im Jahre 1947 in London geboren. Er studierte moderne Sprachen und Anthropologie in Cambridge und Oxford und lehrte anschließend am *University College* in London. Die Lehre „an einem ethnologischen Institut von mittelmäßigem Ruf“ (Barley 2004: 8), wie er es formuliert, hatte Barley ursprünglich nicht geplant. Nachdem er jahrelang unterrichtet hatte, entschied er sich für seine erste Feldforschung im Norden Kameruns bei den Dowayos, um ihren religiösen Symbolismus zu erforschen.

Barley war auch von 1981 bis 2003 als Kurator am *British Museum* in London tätig. Seit 2003 pendelt er zwischen London und Indonesien und nach dem Erfolg seiner ersten Feldforschungsberichte begann er, sich voll und ganz dem Schreiben zu widmen, wie der Verlag Monsoon Book es auf seiner Website schreibt (siehe hierzu Monsoon Book 2007)

Die Entscheidung für die Feldforschung bei den Dowayos begründet er durch einen Hinweis darauf, dass eine solche berufliche Erfahrung für einen Ethnologen zwingend sei. Zur wesentlichen Ausbildung eines Ethnologen gehört die Felderfahrung. Diesbezüglich schreibt er Folgendes:

„Wer ein richtiger Ethnologe sein will, der muss irgendwann einmal ‚draußen‘ gewesen sein, und das nennt man dann ‚Feldforschung betreiben‘“ (Barley 1994: Klappentext).

Barley sieht die kultur- und sozialanthropologische Feldforschung also als eine Bewährungsprobe für angehende Ethnologen. Für ihn selbst war es auch sehr wichtig diesen Schritt zu wagen und als teilnehmender Beobachter eine ihm unbekannte Kultur zu erforschen.

Barley ist vor allem durch die Erfahrungsberichte über seine Feldforschungsaufenthalte bei den Dowayos im Kamerun und den Torajas im indonesischen Sulawesi bekannt. In seinen Erfahrungsberichten beschreibt er weniger technische methodische Aspekte als vielmehr die alltäglichen Probleme, die eine Feldforschung mit sich bringt und die kulturellen „Fettnäpfchen“, die auf den unerfahrenen Feldforscher in der fremden Kultur warten.

4.3.2. Barleys ethnographische Feldforschung

Ende der 1970er Jahre reiste Barley in den Kamerun, um dort für achtzehn Monate bei den Dowayos stationär zu forschen. Sein Forschungsinteresse galt den rituellen Bräuchen und Gewohnheiten der Dowayos wie beispielsweise die Schädelkulte, die Beschneidungszeremonie, die geflötete Sprache⁸ und die Rituale der Regenmacher.

Im Anschluss an diese Feldforschung versuchte er seine Forschungsergebnisse wissenschaftlich zu verarbeiten. Dabei machte er aber die Erfahrung, dass er sein ursprüngliches Thema über den religiösen Symbolismus der Dowayos nicht behandeln konnte und so entstand daraus sein erster Erfahrungsbericht „Traumatische Tropen. Notizen aus meiner Lehmhütte“ (erstmals 1986 unter dem englischen Titel *The Innocent Anthropologist: Notes from a Mud Hut* erschienen). Darin beschreibt er seine „traumatischen Erfahrungen“, vor allem die persönlichen Strapazen, die erlebten Unannehmlichkeiten und Missverständnisse bei den Vorbereitungen und im Feld. Das erste Problem bestand darin, ein Forschungsthema und eine Forschungsregion zu finden. Er verbrachte insgesamt zwei Jahre damit, bis sein Forschungsvorhaben bewilligt, sein

⁸ Bei den Dowayos dürfen die jungen Männer nach der Beschneidung nicht mit den Frauen reden. Deshalb ahmen sie mit einer Flöte die Sprache nach.

Feldaufenthalt finanziert, seine Flugtickets und sein Visum organisiert waren. Auch berichtet er sehr lebhaft und nachvollziehbar von den kulturellen Unterschieden, wie es ihm beim Feldzugang ergangen ist, welche Rolle er im Feld als Anthropologe zugeschrieben bekam, welche Missverständnisse sich aus seiner sprachlichen Unfähigkeit ergeben haben. Er schreibt über Lebensstil und Entbehrungen in der Feldsituation und über den Wiedereinstieg in die Heimatkultur.

Dem ersten Aufenthalt von achtzehn Monaten bei den Dowayos folgte bereits nach einer sechsmonatigen Pause ein zweiter von zwei Monaten, um die Beschneidungszeremonie der Dowayos - die nur alle sechs bis sieben Jahre erfolgt - vor Ort zu dokumentieren. Barley beschäftigt sich oft mit den unerwarteten Wendungen während einer Feldforschung. Denn nach ihm gibt es bei Feldforschungen keine Sicherheit, was sich als Nächstes ereignet oder einem verwehrt bleibt und so konnte die angekündigte Beschneidungszeremonie durch „eine Woge von bösen Vorzeichen“ nicht stattfinden (vgl. (Barley 1994: 17). Aber auch nach diesem zweimonatigen Aufenthalt hatte er wieder genügend Erfahrungen und Anekdoten sammeln können, um darüber seinen zweiten Erfahrungsbericht „Die Raupenplage“ (erstmals 1989 unter dem englischen Titel *A Plague of Caterpillars* erschienen) schreiben zu können.

Die dritte Feldforschung absolvierte Barley Ende der 1980er Jahre bei den Torajas im indonesischen Sulawesi. Diese Reise unternahm er im Interesse des *British Museum* in London, um den Bau traditioneller Reisscheunen bei den Torajas zu dokumentieren. Darüber hinaus war es das Ziel seines Feldaufenthaltes, eine Reisscheune zu erwerben. Diese sollte im *British Museum* aufgebaut werden. Er forschte zu diesem Zeitpunkt nicht stationär, sondern reiste durch das Land und so erfuhr er hier neue Schwierigkeiten und Probleme, wie sie bei einer Feldforschung auftreten können. Diese Erfahrungen verarbeitete er in dem Buch „Hallo Mister Puttymann“ (erstmals 1994 unter dem englischen Titel *Not a Hazardous Sport* erschienen).

4.3.4. Rezeption von Barleys Erfahrungsberichten

Barleys Bücher sind keine wissenschaftlichen Berichte über die Erhebungsmethoden und Ergebnisse von Feldforschungen, sondern sie sind Erfahrungsberichte. Es geht ihm hier vor allem um die Darstellung von zwischenmenschlichen und kulturellen Begegnungen.

Die Situationen seines Forschungsalltages stellt Barley in seinen Erfahrungsberichten sehr bildlich und deutlich dar, so dass man das Gefühl hat, mit dabei zu sein und dazu neigt, mit

ihm mit zu leiden. In seinen Berichten wird verdeutlicht, dass eine Feldforschung eben nicht immer so verläuft, wie es in Handbüchern beschrieben wird, also dass es nicht einfach so ist, dass der Forschende zur Untersuchungsgruppe seiner Wahl kommt und mit ausgebreiteten Armen empfangen wird. Viel eher muss für Akzeptanz und Anerkennung gearbeitet, gelernt und gekämpft werden, um überhaupt ernst genommen zu werden. Das ist allerdings etwas, das in den qualitativen Methoden immer wieder thematisiert wird.

Barleys selbstbekenkende Beschreibung, in der er als Feldforscher im Mittelpunkt steht, gibt sehr viel Aufschluss über die Probleme und Schwierigkeiten, mit welchen er sich bei der Vorbereitung für den Feldaufenthalt und im Feld auseinandersetzen musste.

Da es sich in seinen Büchern um Berichte über seine persönlichen Erfahrungen handelt, fehlen jedoch Beschreibungen und Darstellungen seiner methodischen Vorgehensweise gänzlich. Hierzu meint Barley (2004: 11) selbst, dass er bewusst jene Aspekte hervorhebt, die von der „normalen“ ethnographischen Literatur als „nicht zur Sache gehörig“, ‚vernachlässigenswert‘, ‚unwesentlich‘“ ausgespart werden.

Diese Berichte richten sich nach Barley (ebd.) an Studenten des Fachs, aber auch an Nicht-Ethnologen, um ihnen „den Zusammenhang zwischen fertiger Monographie und der zugrunde liegenden ‚Rohmasse‘ der unmittelbaren Wirklichkeit“ zu verdeutlichen. Auch sollen die Berichte jenen Personen, die - wie er es formuliert - über keine einschlägige Erfahrungen verfügen, einen gewissen Eindruck vom Erlebnis der Feldforschung vermitteln (vgl. ebd.: 12), aber auch als eine Art Sammlung von „Merksätzen für den ins Feld ziehenden jungen Ethnographen“ (ebd.: 20) dienen.

In seinen Erfahrungsberichten beschreibt Barley praktisch die Probleme und Schwierigkeiten während seiner Forschungsaufenthalte. Obwohl es sicher nicht richtig ist, nur über gelungene Feldforschungen zu berichten, bei denen die erlebten persönlichen, organisatorischen und methodischen Schwierigkeiten zur Gänze ausgeklammert werden, so ist es auch einseitig, nur Probleme zu beschreiben. Die Aufgabe des Ethnographen ist es, wissenschaftlich die Forschungsergebnisse darzustellen und die persönlichen Eindrücke einfließen zu lassen, damit für die Leser ein Gesamtbild der Forschungsthematik ersichtlich wird.

5. Vergleichende Darstellung von Problemen und Schwierigkeiten bei Malinowskis, Meads und Barleys Feldforschungen

In diesem Kapitel wird ausgehend von einem Vergleich zwischen Bronislaw Malinowski, Margaret Mead und Nigel Barley der Versuch gemacht, eine übersichtliche Darstellung der Vielfalt von möglichen organisatorischen, methodischen wie auch persönlichen Problemen und Schwierigkeiten der Feldforschung herauszuarbeiten.

Für die Bildung der Kategorien setzte ich mich zuerst mit den Erlebnisberichten von Nigel Barley auseinander, da es wegen seiner detaillierten Erzählungen und Beschreibungen während der Feldforschung auftretenden Probleme bei ihm am einfachsten war, Themen für die Kategorien zu finden. Dann habe ich mich eingehend mit der Literatur von und über Malinowski, Mead und Barley auseinandergesetzt und die gewonnenen Informationen den gebildeten Kategorien zugeordnet.

Die Fülle dieser Informationen zum jeweiligen Problembereich variiert natürlich in den verschiedenen Beiträgen der FeldforscherInnen.

5.1. Methodische Vorgehensweise

Bei der kultur- und sozialanthropologischen Feldforschung werden vorwiegend qualitative Methoden zur Datengewinnung verwendet. Malinowski ergänzte die Methode der teilnehmenden Beobachtung durch Befragungen. Zusätzlich erstellte er detaillierte Beobachtungstabellen, Listen, Lagepläne, Karten und Diagramme. Mead setzte neben der teilnehmenden Beobachtung auch weitere psychologische Methoden - wie zum Beispiel Zeichnungen und Intelligenztests - ein und Barley kombinierte die teilnehmende Beobachtung mit qualitativen Interviews:

Malinowski

Wie bereits erwähnt, gilt Malinowski als Begründer der Methode der „Teilnehmenden Beobachtung“. Bei seinen Forschungsaufenthalten auf den Trobriand-Inseln lebte Malinowski in seinem Zelt im Dorf, mitten unter seinen Gastgebern. Für ihn war dieser „wirkliche Kontakt“ mit „seiner“ Untersuchungsgruppe ausschlaggebend, denn nur so konnte er hinreichend viel brauchbares Material im Hinblick auf sein Forschungsziel erarbeiten (vgl. Malinowski 2001b: 247). Es existieren eine Reihe sehr wichtiger Phänomene, die durch Befragung oder durch die Auswertung von Dokumenten kaum in

Erfahrung zu bringen sind (vgl. Malinowski 2001a: 42 f.). Malinowski schreibt außerdem (ebd.), dass man erst durch eine teilnehmende Beobachtung Gegebenheiten wie „den Ablauf des Arbeitstages eines Mannes, die Einzelheiten der Körperpflege, die Art der Nahrungsaufnahme und deren Zubereitung ...“ (ebd.: 117) herausfinden kann. Als teilnehmender Beobachter lag die Schwierigkeit für ihn aber auch darin, alle von ihm beobachteten Einzelheiten zu einem Ganzen zusammenzufügen und zu erkennen, „dass bestimmte Aktivitäten, die auf den ersten Blick widerspruchsvoll und unzusammenhängend erscheinen, eine Bedeutung besitzen“ (ebd.). Er schreibt Folgendes (ebd.: 45):

„Aus diesem Eintauchen in das Leben der Eingeborenen [...] habe ich das klare Gefühl gewonnen, dass ihr Verhalten, ihre Wesensart in allen Stammesangelegenheiten durchsichtiger und besser verständlicher wurden, als sie zuvor waren“.

So bedeutet für Malinowski Feldforschung, sich stationär bei den Gastgebern aufzuhalten und sich selbst am Geschehen zu beteiligen.

Eine tiefere Einsicht in das soziale Verhalten der Trobriander gelang ihm durch die Erforschung ethnographischer Bräuche, die er durch Heranziehung überlieferter Erzählungen dokumentierte (vgl. Malinowski ebd.: 217 f.). Die Schwierigkeit bei der Rekonstruktion dieser Erzählungen ergab sich nach Malinowski (ebd.: 296) aber daraus, dass diese sehr lebhaft wiedergegeben wurden, nämlich durch „die übertriebene Darstellung bestimmter Züge und das Auslassen anderer“. Umso wichtiger war es dann für ihn, dass er diese Erzählungen mehrmals hörte, um so aus ihrem Verlauf eine bessere zusammenhängende Vorstellung entwickeln zu können (vgl. ebd.).

Neben teilnehmender Beobachtung und Befragung sammelte Malinowski auch demographische Daten, beispielsweise zählte er die Dorfbevölkerung, erstellte Stammbäume, zeichnete Pläne und stellte Verwandtschaftsbezeichnungen zusammen. Das alles blieb aber in seinen Augen „totes Material, welches das Verständnis für die Mentalität und das Verhalten der Eingeborenen nicht weiter vertiefte, da ich weder eine gute Interpretation dieser Punkte durch die Eingeborenen erhalten konnte, noch hinter das kam, was man Stammesleben nennen könnte“ (ebd.: 27). So kam es, dass Malinowski vorwiegend als teilnehmender Beobachter Daten sammelte und diese durch Interviews und demographische Daten ergänzte.

Mead

Mead schreibt über die Zuverlässigkeit von Forschungsdaten Folgendes:

„[...] so gab es doch nie eine Garantie dafür, dass man schließlich die Zeremonie zu sehen bekäme, die einen Schlüssel zum Verständnis der Kultur darstellen würde. Vielleicht würde man auf der ganzen Forschungsreise keine große Zeremonie sehen, kein wichtiger Mann würde sterben, es gäbe keinen dramatischen Zusammenstoß, der plötzlich den Lebensplan eines Volkes erleuchten würde. Feldforscher haben monatelang auf ein Fest gewartet, das von Woche zu Woche verschoben wurde, um dann zu hören, dass es schließlich zwei Wochen, nachdem sie abreisen mussten, gefeiert wurde“ (Mead 1978: 187).

Hier beschreibt Mead einen wichtigen Aspekt im Datensammlungsprozess, das ist die Tatsache, dass keine Situation genau vorhersehbar ist und der Forschende äußerst flexibel auf die vorgefundene Forschungssituation reagieren soll. Daraus resultiert, dass die „richtige“ methodische Vorgehensweise sich erst in der Feldsituation selbst konkretisieren lässt.

Mead berichtet darüber, wie sie am Anfang ihres Feldaufenthaltes auf Samoa, von den Gewährspersonen in ihrem Arbeitszimmer in der US-Marine Arzneiausgabestelle besucht wurde. Später verlegte sie ihren Arbeitsplatz in das Schulhaus, denn dies ermöglichte ihr, „ein paar einfache Tests durchzuführen und jedes Mädchen einzeln zu befragen“ (ebd.: 122). Den größten Teil ihrer Forschungszeit arbeitete sie mit den jungen Mädchen, die sie untersuchte, zusammen. Sie beschreibt auch, wie sie sich darum bemühte, sich anzupassen (1971a: 37):

„Ich widmete den Spielen der Kinder mehr Zeit als den Ratsitzungen der Alten. Indem ich ihre Sprache sprach, ihre Nahrung aß, barfüßig mit gekreuzten Beinen auf dem kiesigen Boden saß, gab ich mir alle Mühe, die zwischen uns bestehenden Unterschiede zu verringern und die jungen Mädchen der drei Dörfer an der Küste der kleinen Insel Tau im Manual Archipel kennen und verstehen zu lernen“.

Wie man hier sieht fand diese Feldforschung von Mead unter ganz anderen Voraussetzungen als die von Malinowski statt. Zusätzlich zur Beobachtung und zu den Befragungen konnte Mead durch die Sammlung von Personen- und Haushaltsdaten das ganze Dorf schrittweise erfassen. Mead (1978: 122) wusste, dank ihrer psychologischen Ausbildung, „wie man mit Stichproben, Tests und systematischen Bestandsaufnahmen von Verhaltensweisen umgeht“. Dennoch war sie sich aber nicht sicher, ob sie die richtigen Forschungsmethoden anwandte. So meint sie (ebd.: 126):

„Jede Methode, die ich anwendete, habe ich selbst erfunden, sogar die Tests, die ich ausprobiert hatte, und ich konnte nicht wissen, ob das, was ich getan hatte, gut war oder nicht“.

Bezüglich ihrer methodischen Unsicherheit wollte sich Mead von Boas Rückenstärkung holen und sie stellte ihm daher ihr methodisches Vorgehen in einem Brief dar. Seine beruhigende Antwort, dass sie die richtigen Methoden anwandte, erreichte sie kurz vor ihrer Abreise in die Vereinigten Staaten (vgl. ebd.: 123). Mead (ebd.: 124) schreibt weiters, wie sie beispielsweise einen Test entwickelt hatte, „in dem Bilder zu benennen waren, die ich aus einem Zeitschriftenartikel nahm, den mir jemand geschickt hatte; und einen Test, in dem Farben zu bezeichnen waren und für den ich die hundert kleinen Stoffquadrate anmalte“. Also musste sie in diesem Fall notgedrungen improvisieren und bediente sich einfacher Mittel, um für sie relevante Erhebungsmethoden zu gestalten.

Während ihres Forschungsaufenthaltes bei den Manus auf den Admiralitätsinseln sammelte Mead Daten zur „Beobachtung der Kinder unter normalen Bedingungen beim Spiel, zu Hause, mit ihren Eltern“ (Mead 1971b: 213). Für die konkrete Problemuntersuchung ließ sie von den Kindern spontane Zeichnungen anfertigen. Von ihr selbst gefertigte Tintenklecksbilder (die Rorschachmethode⁹ hatte sie in ihrem Psychologiestudium kennengelernt) ließ sie interpretieren und Vorkommnisse erläutern. Sie schreibt (ebd.) Folgendes dazu: „ich stellte ihnen Problemfragen, die Licht auf ihre animistische Vorstellungen werfen sollten“. So sammelte sie 35.000 Kinderzeichnungen.

Als Mead mit ihrem Ehemann Gregory Bateson in Bali forschte, hatten sie eine „noch nie da gewesene Menge an Material“ (ebd.: 195) über die Temperamentausprägung der Balinesen gesammelt und sie standen vor dem Problem, dass ein Vergleich nicht möglich war:

„[...] der Kern der anthropologischen Arbeit ist das Vergleichen. Es gab nirgendwo etwas, womit wir vergleichen konnten, was wir hatten“ (ebd.).

Bei dieser Forschung auf Bali leisteten Mead und Bateson in methodischer Hinsicht Pionierarbeit, da die Forschungsdokumentation vor allem aus Fotos und Filmen bestand (vgl. Zanolli 1990: 307).

Barley

Typisch für die teilnehmende Beobachtung sind - wie Barley schreibt - die endlosen Perioden, an die man sich wegen ihrer Ereignislosigkeit nicht erinnern kann, die aber mit

⁹ Die Rorschachmethode ist ein vom schweizerischen Psychiater H. Rorschach 1921 entwickeltes projektives Verfahren zur Psychodiagnostik von Persönlichkeitsmerkmalen. Von den Informanten sollen mehr- und einfarbige sinnfreie Klecksbilder gedeutet werden. Die verschiedenen Aspekte der Beschreibungen werden verschlüsselt und mit einer allgemeinen Projektionshypothese interpretiert (vgl. Beer 1999: 318).

Tagen „hektischer Betriebsamkeit abwechseln“ (Barley 1991: 68), an denen dem Forschenden großes Glück widerfährt. So schreibt er:

„Und so kämpft man sich durch den Sumpf von Informationen, ständig damit befasst, Irrtümer zu begehen und diese zu revidieren“ (Barley 2004: 167).

Mit dieser Aussage umschreibt Barley die Methode des „Trial and Error“ als wichtigsten Prozess während der Feldforschung.

Obwohl er kaum direkt Anmerkungen zur Methode macht, beschreibt Barley, dass er vor der eigentlichen Feldforschung meist einen Vorausbesuch bei seinen Gastgebern absolvierte, „um ihnen eine Kleinigkeit zustecken und zum Beispiel Fragen bezüglich der bevorstehenden Zeremonie stellen zu können“ (Barley 2004: 145). Aus seinen Erfahrungen lernte er, dass diese Vorgehensweise seine Datensammlung enorm unterstützte, denn so war es ihm bestmöglich, seine Fragestellungen zu revidieren.

Der Ethnologe erhält kaum Anerkennung für Leistungen die zwar im Forschungsprozess äußerst wichtig sind, aber insgesamt nicht zum Erfolg führen. In diesem Sinn meint Barley, dass man nicht dafür belohnt wird: „[...] dass man ein negatives Ergebnis erzielt, Spuren als irreführend entlarvt, eine Fragestellung schlüssig als Sackgasse nachweist oder das Nicht-Zustandekommen von Festen erlebt“ (Barley 1991: 178 f.). Auch wenn der Ethnologe die ursprüngliche Fragestellung nicht konkret beantworten kann, so ist es wenigstens vergönnt: „[zu] lernen, was er will, er vertut niemals seine Zeit, handle es sich um ein noch so praktisches Gewerbe oder schwer verständliche Fertigkeit“ (ebd.: 182). Barleys detaillierte methodische Vorgehensweise im Feld kann man aus seinen Erfahrungsberichten leider nicht herausfiltern, da er - wie schon erwähnt - dazu keine konkreten Angaben macht.

Kurze Zusammenfassung

Bei der ethnographischen Forschung werden also vorwiegend qualitative Methoden zur Datensammlung verwendet. Für welche Methode man sich im Einzelnen entscheidet, ist von der Forschungsfrage und von der Feldsituation selbst abhängig. Die grundlegende Methode bei der Feldforschung ist die teilnehmende Beobachtung, welche durch qualitative Interviewformen ergänzt wird. Auch quantitative Erhebungsmethoden wie beispielsweise kognitive Landkarten, Projektionstests (z.B. Rorschach-Test) oder Soziogramme (graphische Darstellungen von Beziehungsgeflechten) dienen zur Datenerhebung. Bei den drei FeldforscherInnen kamen alle diese Methoden zur

Anwendung, auch wenn sie nicht bei allen die gleiche Bedeutung hatten. Man spricht in diesem Zusammenhang von Methodenpluralismus.

5.2. Die ersten Phasen der Feldforschung

5.2.1. Wahl des Forschungsthemas und der Forschungsregion

Zur geeigneten Wahl des Forschungsthemas und der Forschungsregion werden zu Beginn jeder Feldforschung die regionale und die thematische Fachliteratur herangezogen, aber es werden auch Gespräche über das Forschungsvorhaben mit verschiedenen Experten und Kollegen geführt. Es ist ein zeitintensiver Prozess, der von allen drei FeldforscherInnen beschrieben wird:

Malinowski

Am Beispiel von Malinowskis erster Feldforschung kann man allerdings sehen, wie Feldforschungen oft von außerwissenschaftlichen Ereignissen bestimmt werden können. So war es bei ihm im Jahre 1914, als er zum ersten Mal wegen einer wissenschaftlichen Tagung nach Australien reiste: Beginn und Region wurden ihm durch politische Ereignisse aufgezwungen. Während seines Aufenthaltes kam es zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges und als österreichischer Staatsbürger, war für ihn die Ausreise nach England drei Jahre lang nicht möglich. In dieser Situation entschloss sich Malinowski dazu, den Aufenthalt im südlichen Pazifik für intensivere anthropologische Forschungen als ursprünglich geplant zu nützen.

So entschied er sich zuerst zu seinem Feldaufenthalt auf der Insel Mailu im Süden Neuguineas, um über das Leben der einheimischen Inselbewohner zu forschen. Nach sechs Monaten kehrte er wieder zurück nach Australien und entschied sich für eine neue Forschungsregion, die Trobriand-Inseln. Sein Forschungsinteresse über das Tauschsystem „Kula“ auf den Trobriand-Inseln wurde laut Malinowski (2001a: 60) dadurch geweckt, „dass ihm die Bräuche und Institutionen der Einheimischen vor Ort, als eigenartig und ungewöhnlich beschrieben wurden“. Also entschied er sich sowohl aus persönlichem wie auch aus wissenschaftlichem Interesse zu diesem Forschungsaufenthalt auf den Trobriand-Inseln.

Mead

Die erste ethnographische Feldforschung von Mead wurde wesentlich von ihrem Mentor Franz Boas mitbestimmt. Ursprünglich wollte Boas, dass Mead bei den amerikanischen Indianern zum Thema der Adoleszenz¹⁰ eine Forschung durchführt. Mead aber bestand auf die Insel Samoa als Forschungsregion, da sie sich bereits im Zuge ihrer Dissertation mit dem Phänomen der kulturellen Stabilität in Polynesien auseinandergesetzt hatte (vgl. Zanolli 1990: 300). Daher schlossen Mead und Boas einen Kompromiss: Mead bekam ihre Forschungsregion Samoa, und Boas seine Forschungsfrage „die Adoleszenz“, wobei es hier darum ging der Frage nachzugehen, „ob das jugendliche Sturm-und-Drang Verhalten während der Pubertät, allein auf biologische Veränderungen zurückzuführen sei, oder ob auch kulturelle Normen verantwortlich gemacht werden könnten“ (ebd.). So forschte Mead im Auftrag von Boas, aber in einer von ihr gewählten Forschungsregion.

Im Fall von Meads zweiter Feldforschung bei den Manus auf den Admiralitätsinseln, forschte sie gemeinsam mit ihrem Ehemann Reo Fortune. Die Entscheidung zur Erforschung dieser Kultur wurde laut Mead (1971b: 212) durch „eine Reihe von Zufälligkeiten“ bestimmt, aber die Wahl wurde deshalb getroffen, weil kaum Informationen über die Kultur der Manus existierten.

Eine weitere zufällige Entscheidung war es, als Mead und Fortune sich am Beginn der 1930er Jahre zur Feldforschung bei den Mundugumor in Neuguinea entschlossen: Sie fuhren den Sepik-Fluss bis zum ersten Nebenfluss hoch und wählten nach Mead (1971c: 157) „einfach den nächstgelegenen, auf dem Wasserweg erreichbaren Stamm“. Die Region war also hier vorgegeben, aber die Entscheidung für die Mundugumor gab es nicht von vornherein, sondern es ergab sich während der Reise mehr oder weniger zufällig - bzw. die Entscheidung war das Ergebnis praktischer Überlegungen.

Als Mead und Fortune bei den Arapesh in Neuguinea forschen wollten, organisierte Fortune - so Meads Bericht (vgl. 1978: 161) - eine Trägertruppe, die ihre Ausrüstung in das Inland tragen sollte. Im Gebirge wurden sie aber von ihren Trägern verlassen, weil diese bereits zu lange schon von ihren Dörfern entfernt waren. So saßen die beiden Forscher bei den Berg-Arapesh fest und aus dieser Notsituation heraus entschlossen sich Mead und Fortune dazu, eine Forschung bei den Berg-Arapesh zu beginnen. Also sieht

¹⁰ Adoleszenz ist die Lebensphase des Menschen, deren Beginn das Einsetzen der Geschlechtsreife markiert (Pubertät), während der Abschluss soziokulturell definiert wird, z.B. durch Heirat oder Initiation (vgl. Sanner 1999: 12 f.).

man hier, dass die Entscheidung für die Erforschung einer Kultur oft das Ergebnis praktischer sich vor Ort ergebender Notwendigkeiten ist.

Die Entscheidung, eine Forschung bei den Tchambuli in Neuguinea durchzuführen, war wieder das Ergebnis praktischer Überlegungen. So schreibt Mead (ebd.: 214 f.) ausführlich, wie sie und Fortune dazu kamen:

„Wir beschlossen, uns zuerst die Washkuks anzusehen, und begaben uns auf eine Expedition zu ihrem Berggipfel. Wir fanden dort bärtige, kleine Männer, mit denen wir uns mittels zweier Misch-Sprachen unterhielten; sie flehten uns an, nicht bei ihnen zu bleiben, da sie Vorbereitungen für eine längere Jagdexpedition getroffen hatten und nun unseretwegen ihre Wanderung nicht hätten antreten können. Da sie den Arapesh sehr ähnlich zu sein schienen und unser Bleiben ihre Pläne sehr gestört hätten, da ferner Transport und Arbeitsweise sehr schwierig gewesen wären, entschlossen wir uns, es lieber bei den Tchambuli zu versuchen. Wir wussten von ihnen nur, dass sie an einem See lebten und über eine feine, lebendige Kunst verfügten - das war alles“.

So kam es dazu, dass die Entscheidungen von Mead und Fortune immer wieder das Ergebnis einer Anpassung an die Feldsituation waren.

Barley

Für seine erste Feldforschung ein passendes Thema zur passenden Region zu finden, war für Barley sehr schwierig und zeitintensiv: Südamerika wirkte faszinierend auf ihn, aber er wusste, „dass die politischen Verhältnisse dort die Arbeit notorisch erschwerten“ (Barley 2004: 13). Ozeanien kam als Forschungsregion auch nicht in Frage, da nach Barley „bei den Untersuchungen im ozeanischen Raum immer dasselbe heraus [kam]“ (ebd.). Die Aborigines in Australien hatten in seinen Augen ein zu kompliziertes Heiratssystem und eine Forschung in Indien würde eine jahrelange Vorbereitung zum Erlernen diverser Sprachen erfordern (vgl. ebd.). So macht Barley hier darauf aufmerksam, wie intensiv und aufwendig die Vorbereitungen für eine Feldforschung sein können und wie sehr letztendlich die Entscheidung für eine bestimmte Fragestellung und eine bestimmte Region dadurch beeinflusst werden.

So entschied sich Barley zunächst für den Fernen Osten. Sehr viel Zeit verbrachte er damit, Literatur und Berichte über seine gewählte Forschungsregion durchzuarbeiten. Er beschreibt aber auch, wie seine Pläne aufgrund von beunruhigenden Meldungen über das Forschungsgebiet durchkreuzt wurden. Beunruhigt war er dadurch, dass: „plötzlich die Zeitungen voll waren von Bürgerkriegs-, Völkermord- und Invasionsgeschichten. Die Weißen ergriffen offenbar die Flucht, weil sie um ihr Leben fürchteten“ (ebd.).

Mit diesem Reiseplan war es also aus und er musste neue Überlegungen anstellen. Wichtig erwies sich für Barley der regelmäßige Austausch über sein Forschungsvorhaben mit Kollegen, Freunden und Bekannten. Dadurch bekam er unterstützende Hilfestellungen und Anregungen. Von einem Fachkollegen bekam er einen besonders wertvollen Hinweis. Hierzu schreibt Barley (ebd.: 15): „indem er mich auf ein merkwürdiges vernachlässigtes Volk von heidnischen Bergbewohnern in Nordkamerun aufmerksam machte, die von da an im Bösen und im Guten ‚mein‘ Volk wurden“.

Barley beschreibt ausführlich, wie er während der ersten Recherche im Schlagwortkatalog der Universität kaum Auskünfte über diese Bevölkerungsgruppe fand. Diese Tatsache minderte aber Barleys Interesse nicht, denn er schreibt weiter: „immerhin reichte das Geschriebene aus, um deutlich zu machen, dass die Dowayos interessant waren“ (ebd.).

So kam es dazu, dass Barley sich sehr zeitintensiv mit möglichen Forschungsfeldern auseinandersetzte. Seine Entscheidung, die rituellen Bräuche der Dowayos im Kamerun zu erforschen, war also einerseits praktischer Natur weil er frühere Pläne aufgrund ernsthafter Probleme aufgeben musste, und andererseits wissenschaftlicher, persönlicher Natur, weil er von den Dowayos aufgrund von Erzählungen und Recherchen fasziniert war.

Kurze Zusammenfassung

Die Entscheidung für ein Forschungsthema und eine Forschungsregion können also - wie es sich bei allen drei FeldforscherInnen herausstellte - durch Zufälle oder durch außerwissenschaftliche Ereignisse vor Ort beeinflusst werden. Auch politische und pragmatische Überlegungen während des Forschungsaufenthaltes beeinflussen die Festlegung auf ein Thema oder eine Region. Auf jeden Fall sind die Vorbereitungen zur Feldforschung ein sehr intensiver und zeitaufwendiger Prozess, aber Imponderabilien spielen immer eine große Rolle, so dass die Planung nur bedingt möglich ist und immer wieder flexibel auf unerwartete Ereignisse reagiert werden muss. Flexibilität im Zuge von Themen- und Regionswahl werden also vorausgesetzt.

5.2.2. Kontakte knüpfen, Feldzugang

Bereits bei den ersten Kontakten mit der Untersuchungskultur wird der Feldzugang hergestellt und die Rolle des Forschenden definiert. In dieser Phase gilt es, das Vertrauen der Untersuchungsgesellschaft zu gewinnen. Alle drei FeldforscherInnen berichten über Schwierigkeiten bei der ersten Kontaktaufnahme mit der Untersuchungsgesellschaft:

Malinowski

Die ersten Schritte seines Feldzuganges auf den Trobriand-Inseln, beschreibt Malinowski in der Einführung seiner Monographie „Argonauten des westlichen Pazifik“ (1922) detailliert. Er geht hier genau auf die ersten Probleme bei der Herstellung eines Feldzuganges und auf die ersten Zweifel ein. So meint er (2001a: 26):

„Wenn Sie ihre Wohnung in der Niederlassung eines benachbarten weißen Mannes genommen haben, eines Händlers oder Missionars, bleibt Ihnen nichts Weiteres zutun, als unverzüglich mit Ihrer ethnographischen Arbeit zu beginnen. Stellen Sie sich des Weiteren vor, dass Sie Anfänger sind ohne vorhergehende Erfahrung, ohne irgendeine Anleitung und jemanden, der Ihnen hilft; denn besagter Weißer ist zurzeit abwesend oder sonst wie nicht in der Lage oder unwillig, seine Zeit an Sie zu vergeuden. [...] Ich erinnere mich gut der langen Besuche, die ich in den Dörfern während der ersten Wochen abstattete. Das Gefühl der Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung nach vielen unbeirrten, aber vergeblichen Versuchen machte es mir unmöglich, in eine wirkliche Berührung mit den Eingeborenen zu kommen oder mich mit irgendwelchem Material zu versorgen. Ich erlebte Perioden der Mutlosigkeit, während derer ich mich im Romanlesen vergrub, ähnlich einem Mann, der im Anfall tropischer Depressionen und Langeweile zu trinken beginnt“.

Die Schwierigkeiten werden von ihm also ausführlich beschrieben, auch erwähnt er die Schwierigkeiten bei der Wahl der Kontaktpersonen. Hierbei zeigt sich an seinem konkreten Fall, wie die ersten Kontakte über einen Vermittler ermöglicht, aber auch erschwert werden können. Zu den Trobriandern kam er in Begleitung eines weißen ortskundigen Mannes. So schreibt er (ebd.: 26), wie derartige Begegnungen keine echten waren:

„Ihr weißer Begleiter hat seine routinierte Art, die Eingeborenen zu behandeln, und er wird weder die Art verstehen, in der Sie als Ethnograph sich den Eingeborenen nähern müssen, noch wird er sich dafür interessieren. Der erste Besuch hinterlässt in Ihnen den hoffnungsvollen Eindruck, dass alles leichter sein wird, wenn Sie alleine zurückkehren. Zumindest war dies meine Hoffnung“.

Hierzu meint Malinowski (ebd.: 28), dass Fortschritte bei seinen Forschungsarbeiten erst allmählich erkennbar wurden, als er allein im Feld war und so „das Geheimnis effektiver Arbeit im Feld“ erkannte.

Mead

Über Meads Probleme bei der Herstellung von Kontakten und bei ihrem Feldzugang habe ich aus der Literatur von und über Mead nichts Konkretes herausfinden können. Mead schreibt aber ausführlich über ihre anfänglichen Schwierigkeiten. Es fiel ihr vor allem schwer, den Samoanern zu erklären, warum sie bei ihnen forschen wollte. Hierzu schreibt sie Folgendes:

„Manchmal war es schwierig, einem Volk, das noch in der Steinzeit lebte, zu erklären, warum ich gekommen war, um unter ihnen zu leben, und was ich eigentlich tat. Aber ich versuchte es immer. Am Anfang musste ich es zulassen, dass sie sich ihre eigene Phantasien über das bildeten, was ich trieb, und dann hatte ich oft das Gefühl, dass sie mich nicht verstanden, obwohl ich sie vielleicht würde verstehen können“ (Mead 1978: 9).

Sie stellt hier ihre Bemühungen zur Kontaktherstellung zwar sehr ethnozentrisch dar, aber dessen ungeachtet verweist sie auf eine wichtige Tatsache: Das ist der Umstand, dass der Forschende sich immer offen und ehrlich gegenüber seinen Gastgebern verhalten und gleich zu Beginn erklären soll, warum man für eine bestimmte Zeit am lokalen Leben teilhaben möchte. Es ist aber anzunehmen, dass sie - wie FeldforscherInnen im Allgemeinen - beim Feldzugang Schwierigkeiten überwinden musste.

Barley

Die anfängliche Unsicherheit bei den ersten Kontakten im Dorf der Dowayos im Kamerun, beschreibt Barley sehr ausführlich. So meint er (1994: 61 f.):

„Wir machten im Angesicht einer barbusigen Frau halt, die vor mir niederkniete, mit den gefalteten Händen vor ihrem Geschlecht, das ein winziges Büschel Blätter bedeckte. ‚Sie begrüßt Sie‘, flüsterte Matthieu, ‚geben Sie ihr die Hand.‘ Das tat ich, woraufhin sie anfang, auf den Fersen vorwärts und rückwärts zu schaukeln, in gefühlsvollem Sington wiederholt auf Fulbisch ‚Danke‘ zu säuseln und in die Hände zu klatschen. Zu meinem grenzenlosen Unbehagen erschien ein Kind mit einem einzigen Klappstuhl, den es mitten in den Hof stellte. Ich sollte mich setzen. Es blieb mir nichts anderes übrig; und so saß ich in einsamer Größe da und fühlte mich ungefähr wie eine von jenen steifen, urbritischen Figuren, die man auf Fotos aus der Kolonialzeit findet. [...] Allmählich wurde die Stille ausgesprochen bedrückend, und ich hielt es für meine Pflicht, das Schweigen zu brechen. Ich habe bereits bemerkt, dass es zu den besonderen Freuden der Feldforschung gehört, dass sie einem den Gebrauch von allerhand Wendungen gestattet, die man sonst nie in den Mund nähme. ‚Bringen Sie mich zu ihrem Anführer‘, rief ich. Das wurde getreulich gedolmetscht, und ich erfuhr, dass der Häuptling bereits von seinem Feld hierher unterwegs sei“.

Diese Textstelle zeigt sehr gut, wie unbeholfen sich Barley, am Beginn seines Forschungsaufenthaltes, in der fremden sozialen Umwelt gefühlt hat.

Er betont, dass es ihm gleich zu Beginn der ersten Begegnungen ein Anliegen war, seinen Gastgebern den Grund seines Aufenthaltes zu erklären. Barley wies immer darauf hin, dass er kein Missionar sei, nicht von der Regierung komme und im Hinblick auf das koloniale Erbe Kameruns beteuerte er, dass er nichts mit Frankreich zu tun hatte. So versuchte er stets, seine „guten Absichten“ zu bekräftigen. Dazu schreibt er (ebd.: 62):

„[...] anfänglich wollte das niemand glauben, weil ich in der Missionsstation wohnte und ein Auto fuhr, von dem sie alle wussten, dass es zur Missionsstation gehörte. Ich hätte, erklärte ich, nichts mit der Regierung zu tun; was mir aber niemand glaubte, weil ich gesehen worden war, wie ich mich in der Unterpräfektur herumtrieb. Ich sei kein Franzose; aber das konnte keiner auch nur verstehen: für die Dowayos sind alle Weißen gleich“.

So beschreibt Barley vor allem interkulturelle Probleme und gegenseitige Vorurteile, die die erste Begegnungen prägten: Sein Erscheinungsbild und seine Verhaltensweisen trugen so wesentlich zur Definition seines Feldzugangs und seiner Rolle im Feld bei.

Ebenfalls gibt Barley an, dass er als Unterstützung für eine erleichterte Kontaktaufnahme sogar mit dem Rauchen begonnen hat. Er schreibt folgendes hierzu:

„Normalerweise bin ich Nichtraucher, aber als Mittel, durch gemeinsamen Tabakgenuss einen gesellschaftlichen Kontakt zu knüpfen, hat sich das Rauchen als nützlich erwiesen“ (Barley 2004: 69).

Es war also wichtig für ihn, sich an die lokalen Bräuche der Dowayos anzupassen und ein solcher wichtiger Brauch war eben der gesellschaftliche Tabakgenuss. So kam es vor, dass er zur Stärkung von sozialen Beziehungen sich neuen ihm nicht gelegene Verhaltensweisen hingeben musste.

Kurze Zusammenfassung

Der Feldzugang vor Ort stellt die wichtigste und entscheidendste „Hürde“ des Forschenden am Beginn des Feldaufenthaltes dar. Alle drei FeldforscherInnen beschreiben diese Phase daher sehr ausführlich. Das Knüpfen von Kontakten kann dadurch erleichtert werden, dass bereits Beziehungen zur Untersuchungsgruppe bestehen. Für die Wahl der richtigen Kontaktperson gibt es keine Leitlinien, außer dass sich der Forschende an die lokalen Verhaltensregeln anpassen und von Beginn an ehrlich gegenüber den Gastgebern sein sollte.

5.2.3. Erlernen von Sprachen, Barrieren und Gesprächsrollen

Der Forschende kann unter anderen Dingen vor allem durch den Erwerb der lokalen Sprache den Fremdstatus in der Untersuchungskultur verringern. Die Dauer des Spracherwerbs ist abhängig von Vorkenntnissen, der Feldsituation und der Länge des Aufenthaltes, aber auch die persönlichen Eigenschaften des Forschers spielen dabei eine Rolle. Die Schwierigkeiten mit dem Erlernen der lokalen Sprache werden von allen drei FeldforscherInnen beschrieben:

Malinowski

Am Beginn der Forschung konnte sich Malinowski nur in Pidgin-Englisch unterhalten und aufgrund seiner fehlenden Sprachkompetenz musste er all seine Nachforschungen auf wenige Gewährspersonen begrenzen. Die ersten Ergebnisse waren deshalb nach Malinowski „verschwommen und widersprüchlich“ (Malinowski 1981: 362), aber auch oberflächlich. Er bemühte sich „die Sprache systematisch zu erlernen, ein Vokabular zusammenzustellen“ (Malinowski 1986: 145). Täglich widmete er mindestens eine halbe Stunde dem Sprachstudium und arbeitete mit Hilfe der Gewährspersonen an der Terminologie (vgl. ebd.: 152, 165).

In der Anthropologie gibt es laut Malinowski auch „keine größere Fehlerquelle als die Benutzung falsch gedeuteter, bruchstückhafter Wörterverzeichnisse der Sprache der Eingeborenen“ (Malinowski 2001b: 364). Die Schwierigkeit liegt in der anfänglichen Unbeholfenheit des Sprachgebrauchs der teilnehmenden Person und ein Wörterbuch der lokalen Sprache kann für den verunsicherten und unvorsichtigen Ethnographen „zum gefährlichen Werkzeug werden, falls er nicht über zuverlässige Kenntnisse der Sprache verfügt, die allein es ihm ermöglichen, die Bedeutung der Ausdrücke aus ihrer vielfältigen Anwendung in verschiedenen Zusammenhängen zu erkennen“ (ebd.: 365).

Malinowski macht immer wieder darauf aufmerksam, wie wichtig die Kenntnis der lokalen Sprache ist, denn Übersetzungen sind eine große Fehlerquelle. Eine große Schwierigkeit bestand für ihn darin, die Aussagen der Gewährspersonen in direkter Übersetzung niederzuschreiben. So meint er Folgendes (2001a: 47 f.):

„Die Übersetzung raubte dem Text oft alle seine bezeichnenden Eigentümlichkeiten - schliff alle hervorstechenden Eigenschaften ab - so dass ich nach und nach dahin gelangte, bestimmte wichtige Redewendungen gerade so zu notieren, wie sie gesprochen worden waren, nämlich in der Eingeborenen-sprache. In dem Maße, in dem meine Sprachkenntnisse zunahmen, notierte ich mehr und mehr in der Kiriwana-Sprache, bis ich mich zuletzt in der Lage sah, ausschließlich in dieser Sprache zu schreiben und rasch Wort für Wort jeder Aussage zu notieren“.

Mead

Auch Mead (1978: 112) war sich bewusst, wie wichtig es ist die jeweilige lokale Sprache zu erlernen:

„Aber ich kannte niemanden, der die Umgangssprache des Volkes, das er studierte, ausreichend beherrschte, mit Ausnahme von Missionaren, oder Kindern von Missionaren, die Ethnologen geworden waren. Ich hatte nur einen Essay von

Malinowski gelesen und wusste nicht, wie er mit der Trobriand-Sprache verfahren war“.

In diesem Fall also macht sie auf eine große Schwäche bisheriger ethnologischer Forschungen aufmerksam. Ihre ethnologische Ausbildung bei Franz Boas war theoretischer Natur. Boas hatte ihr (ebd.: 113) nie beigebracht, „[...] wie man die Arbeit an einer seltsamen neuen Sprache organisiert, dass man eine Grammatik herausarbeitet, mit deren Hilfe man lernen kann, die Sprache zu sprechen“.

Am Beginn ihres Feldaufenthaltes auf Samoa, wusste sie nicht wie viel Zeit sie für das Erlernen der lokalen Sprache aufwenden sollte. Sie entschloss sich dazu, acht Stunden täglich ihrem Sprachstudium zu widmen. So schreibt sie (ebd.: 120):

„Eine Stunde hatte ich Unterricht bei Pepe. Die anderen sieben Stunden verbrachte ich damit, Vokabeln zu lernen und fand so zufälligerweise die beste Art, eine Sprache zu lernen heraus - nämlich die, soviel und so schnell wie möglich zu lernen, so dass jeder Lernschritt den nächsten unterstützt“.

Für Mead war es also ein Anliegen die lokale Sprache so rasch wie möglich zu erlernen, um ihre Datensammlung schneller vorantreiben zu können.

Im Laufe von Feldaufenthalten in unterschiedlichen Regionen kann ein gewisses Spektrum an unterschiedlichen Sprachkenntnissen entstehen. Auch bei Mead war das der Fall und Folgendes schreibt sie diesbezüglich (ebd.: 138):

„Jeder von uns [Mead und Fortune; Anm. d. Verf.] hatte bereits eine ozeanische Sprache gelernt, und jetzt erarbeiteten wir uns zusammen die Manus-Sprache. Unser erster Informant war Bonyalo, der Schuljunge, der uns von der Regierung in Rabaul ausgeliehen worden war und der etwas - sehr wenig - Englisch sprach. Keiner von uns beiden sprach Pidgin-Englisch, die Verkehrssprache in diesem Gebiet, und so mussten wir zugleich Pidgin-Englisch lernen, während wir Manus lernten, eine umständliche Sache“.

Hier wird deutlich, wie man im Laufe mehrerer Feldaufenthalte, verschiedene lokale Sprachen erlernen muss. Man sieht, dass eine der Herausforderungen der kultur- und sozialanthropologischen Feldforschung einmal mehr darin besteht, äußerst flexibel zu sein. Hier wird die Bereitschaft angesprochen, sich vor allem sprachlich an die Untersuchungsgesellschaft anzupassen.

Barley

Für Barley war es ebenfalls ein großes Anliegen, die jeweilige lokale Sprache seines Untersuchungsfeldes zu verstehen. Dies ist vor allem wichtig, um „jene Nebenbemerkungen mitzubekommen, die möglicherweise für die Ohren anderer bestimmt

sind“ (Barley 2004: 69). Bei seiner ersten Feldforschung im Kamerun hatte er das Gefühl, dass viele Monate vergingen, ehe er erste Fortschritte im Sprechen gemacht hatte. Er war davon überzeugt, dass er „ohne das mindeste gelernt und begriffen zu haben“ (ebd.: 85), abreisen müsse. Denn er weist darauf hin, dass man sich vor allem auf jene Informationen verlassen kann, welche in der lokalen Sprache der Gastgeber gesammelt worden sind (vgl. ebd.: 68). Diesbezüglich ist also die Kenntnis der jeweiligen lokalen Sprache die Voraussetzung für eine gute und ehrliche Datensammlung.

In einem fremden Land ergeben sich nach Barley auch neue Regelungen im Verhalten und Gebrauch der Sprache. Er war jedes Mal erschöpft, wenn es zum Begrüßungsritual der Dowayos kam, bei dem etliche Redewendungen durchexerziert werden mussten (vgl. ebd.: 47). Als Beispiel führt er folgende Begrüßung an (ebd.):

„'Lacht Ihnen der Himmel?' ,Mir lacht der Himmel, lacht er Ihnen?' ,Mir lacht der Himmel auch'“.

Wenn die lokale Sprache nur unvollkommen erlernt wird, kann dies zu unangenehmen Missverständnissen führen. So mehrmals geschehen bei Barley, er meint (ebd.: 73), dass bei der Dowayo-Sprache - wie bei vielen Sprachen - im Hintergrund immer eine Obszönität lauert, wenn der Tonfall oder die Aussprache nicht stimmt. Beispielsweise bei der Verabschiedung gegenüber dem Regenmacher, kam es durch die Verwechslung der Tonhöhe zu folgendem sprachlichen Missverständnis:

„'Entschuldigen Sie mich', sagte ich, 'ich habe gerade ein Stück Fleisch auf dem Feuer'. Jedenfalls hatte ich die Absicht das zu sagen' aber dank eines Irrtums in der Tonlage erklärte ich stattdessen meinem verblüfften Zuhörer: 'Entschuldigen Sie mich. Ich muss schnell mit dem Schmied kopulieren'“ (ebd.: 73).

Als weiteres Beispiel führt Barley die Tatsache an, dass die Dowayos eine andere Vorstellung von der Aufteilung der Gesprächsrollen haben. Er meint hierzu (ebd.: 86): „Einwürfe und Anmerkungen sind notwendig, damit der Gesprächspartner weiß, dass man noch da ist und zuhört“. Sowie er diese Methode gebrauchte, verliefen seine Interviews auch völlig anders.

Auch waren für ihn die ersten Telefongespräche in indonesischer Sprache eine anstrengende Angelegenheit, denn die Unterhaltungen schleppten sich anfangs endlos hin und dauerten weit über den Punkt hinaus, an dem sie hätten abgebrochen werden müssen. Schließlich lernte er die Wörter für „leb wohl“ und „fertig“. Nun konnte er die Gespräche auch zum richtigen Zeitpunkt beenden (vgl. Barley 1994: 39 f.).

Kurze Zusammenfassung

Die kultur- und sozialanthropologische Feldforschung setzt die Kenntnis der lokalen Sprache der Untersuchungsgesellschaft voraus. Jede Unkenntnis oder nur bruchstückhafte Kenntnis der jeweiligen Sprache ist eine sehr große Fehlerquelle für die Datenerhebung, da die Authentizität der erhaltenen Ergebnisse damit verloren geht. So geben alle drei FeldforscherInnen an, bereits vor Forschungsbeginn als erste Priorität die Lokalsprache erlernt zu haben, um gleich von Anfang an, sich sprachlich an die Gastgeber anpassen und die verbale Kommunikation ausbauen und verbessern zu können.

5.2.4. Die Zusammenarbeit mit Gewährspersonen

Der Forschende ist während der Datenerhebung zusätzlich von der Zusammenarbeit mit den Gewährspersonen abhängig. Dieser Punkt verdient daher besondere Erwähnung und wird von allen drei FeldforscherInnen beschrieben:

Malinowski

Besonders wichtig für die Datenerhebung waren für Malinowski die Gewährspersonen, mit welchen er zusammenarbeitete. Über die Bewohner der Amphlett-Inseln östlich von Neuguinea schreibt er, dass diese sich scheu und arrogant gegenüber ihm verhielten und die Zusammenarbeit mit ihnen erheblich schwieriger war, als mit seinen Gewährspersonen auf den Trobriand-Inseln (vgl. Malinowski 2001a: 71 f., 410). Die wenigen Auskünfte, die er bei den Ersteren erhielt, waren nach Malinowski sehr unbefriedigend, da die verschiedenen Gewährspersonen widersprüchliche Aussagen machten (vgl. ebd.: 319). Beispielsweise wurde ihre Gesprächswilligkeit dadurch gehemmt, wenn deren Freunde oder Bekannte anwesend waren, während die Unterhaltung meist in einem „besonders ausgelassenen Ton“ stattfand (Malinowski 2001b: 372), wenn der Besuch sich entfernt hatte. Auch in der Gegenwart des Dorfoberhauptes wurden andere Antworten, als in seiner Abwesenheit gegeben (vgl. Malinowski 1981: 362). Damit weist Malinowski darauf hin, dass es besonders schwierig ist, objektive Aussagen zu bekommen.

Der Forschende ist berufsbedingt eine neugierige Person. Daraus ergibt sich die Gefahr, dass er mit den oft aufdringlichen Fragen und dem Beharren auf die Wiedergabe von Tatsachen und Einzelheiten, möglicherweise die Gefühle der Gewährspersonen verletzt und diese daraufhin jede weitere Kommunikation verweigern. Bei manchen Gesprächen mit Gewährspersonen bemerkte Malinowski, dass sie nicht die volle Wahrheit über

Handlungen und Gefühle sagten. Er spricht sogar von Lügen. Dazu ein Eintrag aus seinem Tagebuch:

„Sie logen, taten heimlich und brachten mich auf. Ich bin hier immer von einer Welt voller Lügen umgeben“ (Malinowski 1986: 206).

Denn auch wenn - wie er an anderer Stelle schreibt - die Gewährspersonen im Allgemeinen nicht die Absicht haben, die Fremden zu täuschen, zeigt sich, dass es sehr wichtig ist, Beobachtungen immer wieder zu überprüfen, um den Wahrheitsgehalt der erhaltenen Informationen auf die Probe zu stellen.

Darüber hinaus zeigt sich, dass man die Aussagen der verschiedenen Typen von Gewährspersonen im jeweiligen Kontext sehen muss, denn unter Malinowskis Gewährspersonen befanden sich auch weiße Verwaltungsbeamte, Missionare oder Händler. Die Aussagen und Informationen, die er von diesen erhielt waren nach seinen Aussagen vorurteilsvoll und ethnozentrisch (siehe hierzu Malinowski 2001a: 27 f.).

Mead

Über Meads Probleme und Schwierigkeiten mit Gewährspersonen habe ich in der Literatur von und über Mead nichts Konkretes herausfinden können.

Ein Punkt wird von Mead dennoch besonders erwähnt; und zwar, dass sich die meisten Schwierigkeiten bei der Zusammenarbeit mit Gewährspersonen aus der auf Gegenseitigkeit beruhenden Unkenntnis der Verkehrssprache ergaben (vgl. Mead 1978: 138).

Barley

Die doppelte Rolle der Gewährsperson wird von Barley sehr gut charakterisiert. Er erklärt diese folgendermaßen:

„Die Einheimischen erwarten von ihr, dass er sich bei jedem Loyalitätskonflikt gegen seinen Arbeitgeber und sich für seine Gruppe entscheidet. Gleichzeitig erwartet aber sein Arbeitsgeber von ihm, dass er seine Interessen vertritt, wenn er mit den Einheimischen verhandelt und Taktiken im Umgang mit ihnen empfiehlt oder für Kontaktmöglichkeiten sorgt. Das Problem wird dadurch noch erschwert, dass die Parteien unter Umständen ganz verschiedene Vorstellungen davon haben, was von dem Mittelsmann erwartet wird“ (Barley 2004: 86 f.).

Also besteht die Schwierigkeit der Zusammenarbeit mit Gewährspersonen auch darin, diese nicht zu sehr zu vereinnahmen.

Die Schwierigkeit Barleys mit seinem Hauptinformanten und Assistenten war aber nicht seine fehlende Zuverlässigkeit und Aufrichtigkeit, sondern sein jugendliches Alter. Da in Afrika dem Alter mit Achtung begegnet wird, kam es (von Barley unbeabsichtigt) bei einer Sitzung der Dorfältesten zu einem großen Ärgernis, weil die Erwachsenen sich dadurch brüskiert fühlten, dass ein Siebzehnjähriger bei „Unterhaltungen von reifen und erfahrenen Personen“ (ebd.: 87), dabei sein sollte.

Mit den Erklärungen der Gewährspersonen hatte Barley auch oft seine Schwierigkeiten. Anscheinend ließen sie das entscheidende Stück Information aus, durch das die Sache erst einen Sinn bekam. Er erklärt dies folgendermaßen, „dass manche Sachen für jemanden einfach zu selbstverständlich sind, als dass man sie eigens erwähnen müsste“ (vgl. ebd.: 17). In diesem Zusammenhang erwähnt Barley, wie sehr die richtige Wahl einer Gewährsperson zum Erfolg der Forschung beitragen kann.

Einmal kam es dazu, dass Barley ein Ritual, bei dem ein Löwe und ein Leopard eine wichtige Rolle spielen, detaillierter beschrieben haben wollte, aber es nicht erreichen konnte. So besorgte er Ansichtskarten mit den Abbildungen von Löwen und Leoparden, damit er diese den Gewährspersonen zeigen konnte, um herauszufinden, ob sie den Unterschied zwischen beiden Tieren erkannten. Denn er hatte den Eindruck, dass hier ein Problem bestand. Dies war nicht der Fall, sondern Schuld daran war - so Barley - nicht die Art, wie die Dowayos die Tierwelt gliederten, sondern die Tatsache, dass die Gewährspersonen auf diesen Ansichtskarten nichts erkennen konnten (vgl. ebd.: 125). Diesbezüglich meint Barley, dass wir im Westen gerne darauf vergessen, dass die Kunst auf Fotos etwas wahrzunehmen, erlernt werden muss:

„Wir sind von Geburt an mit Fotos konfrontiert, und da ist es für uns kein Problem, Gesichter und Gegenstände zu identifizieren, mögen diese auch aus den verschiedensten Blickwinkel, in wechselndem Licht oder gar mit verzerrenden Objektiven aufgenommen sein. Die Dowayos haben keine solche Tradition in der Ausbildung des Gesichtssinns. Heutzutage lernen die jungen Dowayos natürlich Bilder durch die Schulbücher und durch Personalausweise kennen“ (ebd.).

In diesem Fall zeigt Barley also, wie sehr Annahmen und Erwartungen zu Problemen führen können. Es ist durchaus möglich, dass durch kulturelle Unterschiede die gegenseitige Erwartungshaltung neu definiert werden muss.

Kurze Zusammenfassung

Keine kultur- und sozialanthropologische Feldforschung kommt ohne Gewährspersonen aus. Diese Personen sind die wichtigsten Datenquellen des Forschenden und werden meist

durch Sympathie und Engagement gegenüber dem Forschenden „gewählt“. Aber auch jede Forschungsbeziehung zu Gewährspersonen birgt eine besonders große Schwierigkeit, da der Forschende im Zuge der Datensammlung von den Gewährspersonen abhängig ist. Malinowski und Barley erwähnen ihre Schwierigkeiten mit Erklärungen und Aussagen der Gewährspersonen, da die Objektivität der erhaltenen Informationen nicht immer gewährleistet ist. Auch thematisiert Barley die Erwartungshaltung des Forschenden an die Gewährspersonen, dass diese gegebenenfalls neu definiert werden muss. Mead klammert in ihren Forschungsberichten mögliche Probleme und Schwierigkeiten während der Zusammenarbeit mit den Gewährspersonen fast gänzlich aus, obwohl diese Thematik sehr wichtig ist.

5.2.5. Rollenzuschreibung

Mit dem Eintritt in das Forschungsfeld bekommt der Forschende von der Untersuchungsgesellschaft eine soziale Rolle zugeschrieben, die maßgeblich den Forschungsverlauf bestimmt. Alle drei FeldforscherInnen berichten über Schwierigkeiten, die mit ihrer jeweiligen Rollenzuschreibung einhergingen:

Malinowski

Malinowski bekam von seinen Gastgebern die Rolle des Wohltäters und Prestigebringers zugeschrieben. Oftmals wurde er von jungen Männern ins Vertrauen gezogen, wenn deren Eheplänen sich irgendein Hindernis entgensetzte, aber meist wurde deshalb von ihm Geld gefordert. Malinowski erzählt weiter, dass seine Gastgeber sich von ihm auch Unterstützung bei Regierungsangelegenheiten erhofften (vgl. Malinowski 2001b: 70).

Mead

Gleich nach ihrer Ankunft auf Samoa wurde Mead auf das dort stationierte Führungsschiff der US-Marine zum Abendessen eingeladen. Sie schreibt selbst in ihre Autobiographie, dass dieser Besuch bei den „weißen Autoritäten“ dazu führte, dass sie von ihren samoanischen Gastgebern eine Rolle zugeschrieben bekam. Die Samoaner waren - wie Freeman schreibt - von dieser Ehrung für Mead durch die US-Marine stark beeindruckt. Aus diesem Grund wurde sie als Autoritätsperson angesehen. Entscheidend war aber auch, dass sie nicht in der dörflichen Siedlung wohnte, sondern die Arzneiausgabestelle der US-Marine als Wohnort vorzog (vgl. Freeman 1983: 314). Freeman (ebd.) bestätigt diese Analyse, wenn er schreibt, dass Meads Rolle in der Feldsituation wesentlich davon

mitbestimmt wurde, dass sie im Zuge der US-amerikanischen Fremdherrschaft den Umgang mit der US-Marine pflegte.

Barley

In der Feldforschungssituation bei den Dowayos im Kamerun übernahm Barley sehr viele Rollen: Sein Auto diene dem Dorf als Krankenwagen und Taxi. Die Frauen konnten immer Salz oder Zwiebel bei ihm borgen. Seine Anwesenheit hob das Ansehen des Dorfoberhauptes. Er diene als Bank und vergab Darlehen. Wenn jemand Ersatzteile benötigte, fungierte er als Einkäufer und die Kranken erhielten von ihm Medikamente (vgl. Barley 2004: 72).

Er vertrat auch - wie er schreibt - eine außerordentliche Position als Feldforscher, die es ihm ermöglichte, gesellschaftliche Verbote sorglos zu umgehen, wie beispielsweise wenn er „Frauenarbeiten“ erlernte: Er verbrannte sich die Hände beim Töpfern oder beim Weben brachte er die Fäden durcheinander. In diesem Zusammenhang trug er durch seine Neugierde, seine Lernbereitschaft und durch seine guten Absichten zur Unterhaltung seiner Gewährspersonen bei, und er beschreibt es als eine Art Entschädigung der Gewährspersonen für ihr Entgegenkommen und ihre Bereitschaft, ihm zu helfen (vgl. Barley 1991: 122).

Vor allem wurde ihm - wie bei Malinowski - die Rolle des Wohltäters und Prestigebringers zugeschrieben. So erzählt Barley (ebd.: 151), wie es ihm beispielsweise unmöglich war, den geforderten Brautpreis für seinen Assistenten aufzutreiben, da die Familie des Mädchens die Forderung während des Verhandels erhöht hatte. Wohlwissend ging die Familie nämlich davon aus, dass der Brautgeldsteller reich sein müsse, da er für den reichen weißen Mann gearbeitet hatte, zum Schluss fühlte sich Barley (ebd.: 44) „ausgenommen wie schuldig“. In diesem Fall hatte die ihm zugewiesene Rolle also Folgen für seine Forschung, aber auch für die Menschen die mit ihm arbeiteten.

Kurze Zusammenfassung

Welche Rolle der Forschende von der Untersuchungsgesellschaft zugeschrieben bekommt, ist abhängig von den Erwartungen, Werten, Handlungsmustern und Verhaltensweisen des Forschers. Durch die Rollenzuschreibung werden von den Gastgebern die Handlungsspielräume des Forschers festgelegt. Alle drei FeldforscherInnen berichten darüber, welche Rolle ihnen in der Feldsituation zugeschrieben wurde. Malinowski und Barley galten vorwiegend als Prestigebringer und wurden diesbezüglich auch als

Geldgeber definiert. Mead hingegen wurde die Rolle einer autoritären Person zugeschrieben, da sie offenkundig den Umgang mit der US-Marine bevorzugte.

5.3. Die finanziellen und organisatorischen Herausforderungen

5.3.1. Finanzierung der Reise

Eine grundlegende Überlegung des Forschenden im Vorfeld seiner Unternehmung muss die Frage der Finanzierung sein, denn die Dauer und der Erfolg der Forschung sind vom verfügbaren Geld abhängig. Alle drei FeldforscherInnen berichten darüber, wie sie sich die Forschungsaufenthalte finanziert haben:

Malinowski

Raymond Firth (vgl. 1986: 5) schreibt in der Einleitung zu Malinowskis veröffentlichten Tagebüchern, dass zurzeit von Malinowskis Feldaufenthalten die Finanzierung einer anthropologischen Feldforschung viel schwerer zu organisieren war als heute.

Malinowski bekam für seine Feldaufenthalte im südlichen Pazifik finanzielle Unterstützung in Form von Stipendien der Stiftung des britischen Industriellen Robert Mond. Dank des Robert-Mond-Reisestipendiums der *University of London* bezog er 1914 für seine Aufenthaltskosten in Australien, für seine Forschungskosten auf der Insel Mailu und für die folgenden Forschungsaufenthalte auf den Trobriand-Inseln 1915/16 und 1917/18, 250 Pfund jährlich. Das australische Innen- und Territorialministerium unterstützte ihn ebenfalls mit 250 Pfund und die *London School of Economics and Political Science* gewährte ihm von 1915 bis 1916 zusätzlich das *Constance Hutchinson-Stipendium* in Höhe von jährlich 100 Pfund. Charles G. Seligman, Mentor und Freund Malinowskis, unterstützte ihn bei der Gewährung dieser Beihilfen und steuerte selbst 100 Pfund zu den Expeditionskosten bei. Darüber hinaus stattete er ihn mit Kamera, Phonographen und weiterer ethnographischer Ausrüstung aus (vgl. Firth 1986: 5 f., Malinowski 1981: 18, Malinowski 2001a: 17 ff.).

Mead

Im Gegensatz zu Malinowski hat Mead die meisten Reise- und Aufenthaltskosten für ihre Forschungsaufenthalte durch persönliche Finanzierungsquellen gedeckt.

Ihre erste Reise nach Samoa wurde laut Mead (vgl. 1971a: 21) von ihrem Vater finanziert und für die weiteren Feldforschungen diente ihr der Gewinnanteil ihres Bestsellers „Kindheit und Jugend in Samoa“ (1928), aber auch sie war zusätzlich auf Forschungsstipendien angewiesen:

„Aber um überhaupt Feldforschung betreiben zu können, brauchte man seine [Franz Boas; Anm. d. Verf.] Zustimmung, weil man unbedingt eines der neu geschaffenen Stipendien bekommen muss“ (Mead 1978: 103 f.).

In diesem Fall also benötigte sie für die Beantragung eines Stipendiums die Fürsprache ihres Lehrers Boas, denn wie sie weiter schreibt, lehnte der *Columbia University Social Science Research Council* einen Forschungszuschuss ab, da sie zu jung war (vgl. ebd.: 105).

Für den späteren Forschungsaufenthalt bei den Manus auf den Admiralitätsinseln im Süden Neuguineas und für die Forschungen bei den Mundugumor, Arapesh und Tchambuli in Neuguinea, wurden ihr die finanziellen Mittel vom *Columbia University Social Science Research Council* zur Verfügung gestellt und sie erhielt zusätzlich Forschungsmittel von Museumsfonds für ethnologische Forschung des *American Museum of Natural History* in New York (vgl. ebd.: 158).

Barley

Barley benötigte insgesamt zwei Jahre bürokratischen Aufwandes, um sich das Geld für den Forschungsaufenthalt (und die Forschungserlaubnis) im Kamerun zu beschaffen. Er hatte das Problem, dass die Stipendienkommission gleich am Anfang die Frage aufwarf, ob er dem Erfordernis einer grundlegenden ethnographischen Erforschung in der gewählten Region und der Aufgabe eines schlichten Sammelns von Fakten entsprechend gewachsen sei. Sein Förderansuchen musste mehrmals umformuliert werden und zum Schluss fand die Kommission jedoch den Umstand problematisch, dass er eine vollkommen unbekannte Kultur erforschen wollte (vgl. Barley 2004: 15 f.).

Kurze Zusammenfassung

Die Dauer und der damit zusammenhängende Erfolg einer Feldforschung sind - wie in dieser Kategorie zuvor beschrieben - also vor allem vom ungehinderten Zugang zu finanziellen Mitteln während des Aufenthaltes abhängig. Während der Vorbereitung zum Feldaufenthalt müssen konkrete Überlegungen zur Finanzierung der An- und Abreise, aber auch der Aufenthaltskosten gemacht werden. Auch die Stipendienvergabestellen verlangen

einen detaillierten Finanzierungsplan zur Beantragung und Rechtfertigung des Forschungsvorhabens. Alle drei FeldforscherInnen geben an, die Feldaufenthalte durch Stipendien finanziert zu haben. Im Gegensatz zu Malinowski und Barley hat sich Mead ihre Forschungsaufenthalte zusätzlich auch anhand privater Eigenmittel finanziert.

5.3.2. Forschungserlaubnis, Visum, Flugticket und Pass

Zu den reisetechischen Vorbereitungen jeder Feldforschung gehören beispielsweise die Beschaffung einer Forschungserlaubnis, eines Reisevisums und der Flugtickets. Alle drei FeldforscherInnen berichten über die Schwierigkeiten bei der Beschaffung von benötigten Papieren, um ihre Forschungen überhaupt beginnen zu können:

Malinowski

Malinowskis tatsächliche Schwierigkeit bestand darin, dass er sich gerade im Jahre 1940 in Australien befand, als der Erste Weltkrieg ausbrach. Wegen seiner österreichischen Staatsbürgerschaft, galt er als Angehöriger der verfeindeten Nation und durfte drei Jahre lang nicht nach England ausreisen. Aber wie bereits erwähnt (vgl. Kohl 1990: 229), entging er durch die Fürsprache befreundeter Wissenschaftler der Internierung und konnte so den erzwungenen und verlängerten Aufenthalt für seine ethnographischen Untersuchungen nutzen. In diesem Fall befand er sich demnach anfangs in der ungewohnten Situation, dass er die Region nicht verlassen durfte und ohne die Unterstützung seiner Kollegen hätte er allerdings nie die Erlaubnis für seine Forschungen bekommen.

Mead

Mead erwähnt in ihrer Autobiographie nur sehr knapp, dass sie Ärger mit Pässen und Geldern hatte, beschreibt dies aber leider nicht im Detail. Auch hier bleiben Angaben zu jenen Umständen, die die Feldarbeit zwar beeinflussen, von Mead aber nicht als Teil der eigentlichen Forschung betrachtet werden, unerwähnt.

Barley

Bei den Vorbereitungen für seinen Feldaufenthalt im Kamerun Ende der 1970er Jahre stand Barley unter Zeitdruck. Das Problem war, dass er zwei Jahre dafür benötigt hatte, um überhaupt eine Forschungserlaubnis zu bekommen. Er schreibt hierzu, dass er an das zuständige Ministerium im Kamerun geschrieben und die Rückmeldung bekommen hatte,

dass er zur gegebenen Zeit Bescheid erhalten würde. Als er die Hoffnung schon aufgegeben hatte, erhielt er die Erlaubnis, ein Visum bei der kamerunischen Botschaft in England zu beantragen. So schreibt Barley (2004: 17):

„Ich glaube, ich stellte mir damals die kamerunischen Behörden als eine Gruppe von ‚Kumpels‘ vor, die den erforderlichen geringen Verwaltungsaufwand zwanglos und mit ebensoviel Gutartigkeit wie gesundem Menschenverstand erledigten“.

Bei der kamerunischen Botschaft in England wusste aber niemand, ob für das Visum bezahlt werden sollte oder nicht. Also musste er sein Vorhaben abermals erläutern und laut Barley (ebd.: 19) bestand die Hauptschwierigkeit darin, Folgendes zu erklären:

„[...] warum die britische Regierung es für sinnvoll hält, jungen Leuten relativ große Geldbeträge zu zahlen, damit diese in gottverlassene Gegenden ziehen, um angeblich Volksgruppen zu erforschen, von denen dort jedermann weiß, wie ungebildet und zurückgeblieben sie sind. [...] Da musste noch irgendein geheimgehaltener Zweck im Spiel sein. Spionage, die Suche nach Bodenschätzen, Schmuggel - irgendetwas davon musste der wahre Grund sein“.

Hier stellt Barley sehr gut dar, welche Überzeugungskraft und Geduld man benötigt, um den Behörden seine „guten Forschungsabsichten“ darzustellen. Denn es kann vorkommen, dass eine ausländische Behörde dem Forschenden skeptisch gegenübertritt, wenn dieser sich für eine bestimmte Gesellschaft, in einer bestimmten Region, in ihrem Land interessiert.

Auch die Beschaffung der Flugtickets nach Kamerun war laut Barley nicht einfach. Schon das kamerunische Reisebüro in England misstraute britischen Geldschecks, Bargeld wurde nicht akzeptiert und schließlich musste er seine Flugtickets mit französischen Reiseschecks bezahlen (ebd.: 17). Bei seinem Folgeaufenthalt im Kamerun bei den Dowayos, um die Beschneidungszeremonie zu dokumentieren, beschloss er aufgrund seiner Erfahrungen beim ersten Aufenthalt als einfacher Tourist in das Land einzureisen. Denn es war ihm klar, dass er die Erlaubnis zur Durchführung einer behördlich genehmigten Feldforschung nicht rechtzeitig bekommen würde (vgl. Barley 1991: 8 f.).

Kurze Zusammenfassung

Für die Organisation der Einreiseformalitäten sollte genügend Zeit und Geduld eingeplant werden. In einer Anzahl von Ländern kann die Ausstellung einer Forschungserlaubnis und eines Visums sehr zeitaufwendig sein: Bei der Beantragung der Forschungserlaubnis muss jeder Forschungsschritt genau begründet sein, aber trotzdem kann es unvorhergesehenerweise zu bürokratischen Schwierigkeiten kommen. Für die Organisation

der Flugtickets und auch für den Weg der Anreise spielt ein ausreichender Zeitraum ebenfalls eine Rolle, da es jederzeit zu ungeplanten Verzögerungen kommen kann. Malinowskis einzig erwähntes, aber grundlegendes Problem für seinen Feldaufenthalt war seine Position als Kandidat für die Internierung. Auf weitere Schwierigkeiten diesbezüglich geht er nicht weiter ein. Von Mead werden in ihren Forschungsberichten auch kaum konkrete Schwierigkeiten mit Aufenthaltsgenehmigungen, Pass oder Visa thematisiert. Nur Barley schreibt im Unterschied zu Malinowski und Mead wieder sehr ausführlich in seinen Erfahrungsberichten von den während der Beschaffung seiner Forschungserlaubnis und seiner Visa aufgetretenen Problemen. Er schildert sehr detailliert die Überbrückung der „bürokratischen Hürden“, um beispielsweise überhaupt erst in die Untersuchungsregion einreisen zu können.

5.3.3. Ministerien, Behörden und politische Autoritäten

Um Bescheinigungen für den Forschungsaufenthalt zu bekommen sind Behördengänge in der Heimatkultur und in der Forschungsregion unumgänglich. Alle drei FeldforscherInnen berichten darüber, dass sie auf die Unterstützung von verschiedenen Ministerien, Behörden und politischen Autoritäten angewiesen waren, um die jeweiligen Forschungsvorhaben durchführen zu können:

Malinowski

Malinowski wurde bei seinen Aufenthalten im südlichen Pazifik stets vom australischen Regierungsbeamten Atleen Hunt, welcher ein enger Freund von Malinowskis Förderer Alfred C. Haddon¹¹ war, wohlbehütet und unterstützt (vgl. Kohl 2000: 110). Durch die Fürsprache Haddons und mit dessen persönlichen Beziehungen zur australischen Regierung bekam Malinowski die Forschungserlaubnis für seine ethnographischen Untersuchungen auf der Insel Mailu und den Trobriand-Inseln (vgl. Kohl 1990: 229). Die Bemühungen von Hunt um Malinowski beschreibt der australische Sozialanthropologe Michael W. Young (2002: 5 f.) Folgend:

„He wrote innumerable letters of introduction for Malinowski, pressed his Minister for substantial grants when difficulties arose over the transfer of Malinowski's funds from England, arranged free travel passes for him whenever he could, defended him against rumours of his untrustworthiness and pro German sympathies, [...]. Atleen Hunt did all these things not merely to oblige Haddon and Baldwin Spencer, another Malinowski's eminent patrons, but because he held an

¹¹ Alfred C. Haddon (*1855, †1940), britischer Ethnologe.

enlightened belief in the practical value of anthropological research, and an unshakable faith in Malinowski's capacity to carry it out“.

Wie dieses Zitat beschreibt, hätte es Malinowski ohne die Unterstützung des Regierungsbeamten Atleen Hunt wesentlich schwerer gehabt, sein Vorhaben durchzusetzen.

Mead

Auch Mead hatte Unterstützung in Form von Empfehlungsschreiben bekommen. Etwa vom Sachbearbeiter für „Eingeborenenfragen“ der US-Marinebehörde, welcher ihr nach Freeman dadurch die Kontaktaufnahme mit dem Dorfoberhaupt - wo sie forschte - erleichterte (vgl. Freeman 1983: 87). Ein Empfehlungsschreiben eines mit ihrer Mutter - einer promovierten Soziologin - befreundeten amerikanischen Chefchirurgen, erleichterte ihr den Zugang zur medizinischen Dienststelle vor Ort (vgl. Mead 1971a: 21). Unterstützung für die Zusammenarbeit mit der medizinischen Behörde auf Samoa bekam sie zusätzlich vom US-Marine-Kommandanten Owen Mink. Sie schreibt (ebd.) hierzu, dass: „diese Unterstützung meine Arbeit vereinfachte und beschleunigte“.

Während ihres Forschungsaufenthalts bei den Manus auf den Admiralitätsinseln erhielt Mead Unterstützung von Alfred Radcliffe-Brown¹², der ihr dank seinem Ansehen bei den australischen Forschungs- und Regierungsstellen helfen konnte. Darüber hinaus bekam Mead wie Malinowski administrative Unterstützung vom australischen Innen- und Territorialministerium (vgl. Mead 1971b: 11, 1978: 120).

Barley

Auch in diesem Punkt sind Barleys Berichte ausführlicher. Er beschreibt zum Beispiel, wie er überall, wo er amtlich vorsprach, mit Hochachtung behandelt wurde, aber wenn er eine bestimmte Person zu sehen wünschte, schien diese gerade nicht da oder schon fort zu sein. Dann hieß es immer, dass man mit ihrer Rückkehr zwar jeden Augenblick rechnen würde, wann allerdings genau, konnte nie bestätigt werden. So gestaltete sich für ihn der Zugang zu Ministerien und Behörden vor Ort sehr beschwerlich und zeitintensiv. Hierzu schreibt Barley (1994: 38):

„Eine Dame, mit der ich unbedingt Kontakt aufnehmen sollte, hatte gerade ihr Büro verlassen, wie mir eidesstattlich versichert wurde. In der Folge stellte sich heraus, dass sie seit zwei Jahren in Australien lebte“.

¹² Alfred Radcliffe-Brown (*1881, †1955), britischer Ethnologe und begründete mit Bronislaw Malinowski die brit. *Social Anthropology*.

In diesem Fall bekam er also falsche Auskünfte. Außerdem schreibt er, dass für ihn beim Ansuchen und zur Bearbeitung der notwendigen Forschungsanträge das schlimmste Stück Arbeit aber darin bestand, „vom Ministerium bestätigt zu erhalten, dass ich keine Bestätigung brauchte“ (ebd.: 177).

Barley berichtet weiter, dass bei der Abreise aus dem Kamerun sein Antrag auf ein Ausreisevisum zeitlich mit dem Auslaufen seines Aufenthaltsvisums zusammentraf. Schwierigkeiten ergaben sich daraus, dass er keinem der zuständigen Beamten begreiflich machen konnte, warum er gleichzeitig das eine und die Verlängerung des anderen benötigte. Denn er wusste aus Erfahrung - wie er es schildert -, dass es zeitraubend und teuer werden konnte, wenn er sich bei den Ausweiskontrollen ohne gültiges Visum erwischen lässt (vgl. Barley 2004: 233).

Auch kam es zu Problemen mit dem kamerunischen Finanzamt, da unklar war, welcher Verwaltungsbezirk für ihn zuständig war. Seine Forschungserlaubnis hatte er in der Hauptstadt ausgestellt bekommen, die Gegend, in der er gearbeitet hatte, lag aber im Norden und gehörte verwaltungsmäßig zu einem anderen Bezirk und sein letztes Aufenthaltsvisum stammte aus einem anderen, dritten Bezirk. Es wurde ihm mitgeteilt, dass der Funkverkehr unterbrochen sei und dass ohne Rücksprache mit der Hauptstadt ihm ein Visum unmöglich erteilt werden könnte. Im Hinblick auf die Umstände wurde ihm - wie Barley schreibt (ebd.: 234) - deutlich, dass es für ihn auf den ersten Blick keinen Weg gab, legal aus dem Land auszureisen.

Er schildert einen weiteren Fall, wo diese Ausgesetztheit des Forschers zu Sprache kommt. So zum Beispiel als von ihm erwartet wurde, dass er eine Steuererklärung ausfüllen sollte. Die Situation verschärfte sich nämlich dadurch, da er das ganze Jahr über Einkommenssteuer in Großbritannien gezahlt hatte und deshalb ein Schreiben von der britischen Botschaft benötigte, in dem das britische Steuergesetz erläutert wurde (vgl. ebd.). Also waren die bürokratischen Hürden unzählig, ebenso die Auflagen, die er erfüllen musste.

Kurze Zusammenfassung

Die Bewältigung bürokratischer Hürden beinhaltet eine Anzahl von Verfahren und Auflagen und von den Behörden und den Ministerien werden Belastbarkeit, Gelassenheit, Laufereien und Wartezeiten vorausgesetzt. Malinowski und Mead geben an, dass sie nur mit der Unterstützung von Empfehlungsschreiben und über Kontakte von Kollegen zu

politischen Autoritäten vor Ort, die Forschungsaufenthalte genehmigt bekamen. Im Gegensatz zu Malinowski und Mead kämpfte sich Barley, ohne Empfehlungsschreiben von Ministerien, Behörden und Ämtern durch. Er schreibt sehr ausführlich über die Tortur, um eine Feldforschung überhaupt genehmigt zu bekommen.

5.3.4. Geld- und Posttransfer

Weiter oben wurden die Probleme mit der Forschungsförderung behandelt. Ein anderes Problem, das bei jeder Feldforschung zu lösen ist, ist der Zugang zu finanziellen Ressourcen. Der Forschungsaufenthalt der drei FeldforscherInnen hing vom freien Zugang zu den bewilligten finanziellen Mitteln ab:

Malinowski

Malinowski berichtet nichts über seine Probleme und Schwierigkeiten mit Geld- und Posttransfer. Aber es ist auch hier anzunehmen, dass er Schwierigkeiten bezüglich eines freien Zuganges zu seinen Forschungsgeldern, zu lösen hatte.

Mead

Das *Committee for the Biological Science of National Research* berief im Jahre 1925 eine Sondersitzung ein, in der darüber entschieden wurde, ob Mead für ihre Reise nach Samoa einen Vorschuss von ihrem Stipendium in Höhe von 450 Dollar erhalten konnte, weil Samoa so weit abgelegen war. Darüber hinaus ging es aber auch darum zu entscheiden, auf welchem Weg Mead das Geld erhalten sollte. Dieses Komitee entschied sich dafür, ihr Geldschecks mit dem Schiff nach Samoa zu entsenden. Das Schiff aber legte nur alle paar Wochen an ihrem Aufenthaltsort an, so dass sie beispielsweise einmal sechs wochenlang kein Geld hatte und aus diesem Grund den Aufenthaltsort nicht wechseln konnte, da sie die Hotelrechnung nicht zu bezahlen vermochte (vgl. Mead 1978: 120).

Barley

Bei Barley war die Geldnot selbstverschuldet, wie er es schreibt. Zur vermeintlichen Sicherheit deponierte er den Großteil seines Stipendiengeldes auf einer kamerunischen Bank. Es dauerte bis zu fünf Monaten, bis er das Geld wieder beheben konnte. Zum Glück konnte er durch ein Darlehen von der benachbarten Missionsstation des Dowayo-Dorfes seine Feldforschung dennoch aufnehmen. Während dieser geldlosen Monate wurde sein Schuldenberg bei der Missionsstation immer größer und langsam drohte ihm eine finanzielle Katastrophe (vgl. Barley 2004: 28, 37, 152).

So beschreibt Barley weiter, wie er in seiner Notlage aus London finanzielle Unterstützung ordnete, aber auch wie es zusätzliche Monate dauerte, bis die kamerunische Botschaft entdeckte, dass ihm tatsächlich Geld geschickt worden war (vgl. ebd.: 157). Der Posttransfer war außerdem derart langsam, dass ihn während der ersten beiden Monate nichts erreichte.

Barley weist - auch wenn manchmal etwas übertrieben - in seinen Erfahrungsberichten auf wesentliche Probleme und Schwierigkeiten mit finanziellen Mitteln hin, die bei jeder Feldforschung auftreten können. Leider sind die geschilderten Probleme in manchen Gegenden der Welt aber auch weniger übertrieben, als man es bei der Lektüre annehmen würde. Probleme mit dem Geld sind immer noch oft sehr unangenehm und ähnliche Erfahrungen macht jeder Feldforschende.

Kurze Zusammenfassung

Der Zugang zu finanziellen Ressourcen, beziehungsweise der funktionierende Geld- und Posttransfer vor Ort, können grundlegende Hürden im Forschungsalltag darstellen. Vor allem an den Schilderungen von Mead und Barley sieht man., wie sehr eine gelungene Feldforschung von der Finanzierung abhängt und, dass ein Teil der Zeit dafür aufgewendet werden muss, die finanziellen Ressourcen für die Forschung zu organisieren. Malinowski erwähnt in seinen Berichten keine Details über mögliche Schwierigkeiten bezüglich seines Zugangs zu finanziellen Ressourcen. Man kann hier nur vermuten, dass auch er Geldprobleme zu lösen hatte. Die Dauer und der Erfolg der Datenerhebung sind vom freien Zugang zu den finanziellen Ressourcen abhängig.

5.4. Körperliche und geistige Herausforderungen

5.4.1. Krankheiten und ärztliche Versorgung

Zumeist kann die ärztliche Versorgung während einer Feldforschung kaum mit dem medizinischen Versorgungsangebot in der Heimatkultur gleichgesetzt werden. Sowohl Malinowski, Mead wie auch Barley erzählen, mit welchen leichteren und schwerwiegenderen Krankheiten sie während der Feldforschungsaufenthalte konfrontiert wurden:

Malinowski

Malinowski erzählt wiederholt in seinem Tagebuch, wie er während seines Aufenthaltes auf den Trobriand-Inseln beständig mit gesundheitlichen Problemen zu kämpfen hatte. So schreibt er beispielsweise Folgendes:

„Es geht mir schlecht. Am Nachmittag Kollaps. Zittern. Nahm Chinin und Aspirin. Glaube allmählich an Hypothese, dass ich bald sterben werde. Ich bin gleichgültig. Fieber, mangelnde Vitalität; miserabler körperlicher Zustand. Kein Wunsch, weiterzuleben; ich bedauere keinen Verlust. Glaube, es ist ein guter Zeitpunkt, um zu sterben. Allein, ruhig, Stimmung der Endgültigkeit“ (Malinowski 1986: 176).

Zur medizinischen Selbstbehandlung verabreichte er sich laut seiner privaten Tagebuchaufzeichnungen Arsen, Aspirin, Magnesium, Chinin, Eisen und Koffein (vgl. Malinowski 1986). An diesem Zitat interessant erscheint die Gleichgültigkeit, welche sich an einem bestimmten Erschöpfungszustand einstellt. Trotz selbst verabreichter Medikamente hatte sich bei Malinowski keine Besserung gezeigt, so dass er das Sterben als eine durchaus akzeptable Möglichkeit betrachtete.

Weiter wurde er beispielsweise bei den Seefahrten seekrank, er litt an Schlaflosigkeit, hatte Herzbeschwerden, Fieberanfällen und Kopfschmerzen. Zusätzlich schwächten ihn das tropische Klima und die hohen Temperaturen, besonders die hohe Luftfeuchtigkeit und der Bewegungsmangel. Da der Gesamtplan der Feldforschung auch von seinem Gesundheitszustand abhing, kräftigte er sich körperlich und geistig vor allem durch Gymnastik und Gedanken an seine Zukunft, indem er sich sein Forschungsziel immer wieder neu vor Augen hielt. Auch Gedanken an seine Mutter und an seine Verlobte, Elsie R. Masson, stärkten seinen Willen, wie er es ebenfalls niederschrieb (vgl. Malinowski 1986: 97).

Die Schwächung des Körpers bringt Veränderungen der psychischen Verfassung mit sich. Malinowski analysiert seine psychologische Verfassung während seiner Fieberanfälle Folgend (ebd.: 124):

„Leere und Trägheit natürlich, schwache Realitätskontrolle; seichte Assoziationen oder Ausbleiben von Gedanken; völliges Ausbleiben metaphysischer Zustände“ .

Immer wieder beschreibt er seine Gleichgültigkeit im Zuge von schwindender Lebenslust und das Aufkommen anderer Bewusstseinszustände.

Mead

Auch Mead erzählt von ihren körperlichen Beschwerden. Zunächst beschreibt sie die

Folgen der zahlreichen Impfungen: Schwerfälligkeit und Fieber. Sie schreibt in ihrer Autobiographie, wie sie einmal an einem Tag gleich fünf Impfungen bekam und in ihrer anschließenden Lethargie sich sehr schmerzvoll den Finger in einer Tür quetschte und sich beim Aussteigen aus einem Taxi das Knie anschlug (vgl. Mead 1978: 108).

Über Krankheiten und ärztliche Versorgung während der Feldaufenthalte habe ich in der von mir bearbeiteten Literatur von und über Mead nichts gefunden. Es ist anzunehmen, dass auch ihr das tropische Klima zu schaffen machte und dass auch sie verschiedene Krankheiten hatte, aber diese nicht extra beschreibt. Wie bereits mehrmals erwähnt, lebte Mead bei ihrem Forschungsaufenthalt auf Samoa in der Arzneivergabestelle der US-Marine und so war sie sicher medizinisch sehr gut versorgt.

Mit den Folgen einer Feldforschung für den Körper und den Geist wurde allerdings Mead auf schmerzlichere Weise konfrontiert, als sie im Jahre 1939, bei ihrem Forschungsaufenthalt auf der Insel Bali erfuhr, dass sie schwanger war. Um ihren Körper zu schonen, wurde sie von den Dorfbewohnern auf einer Tragbahre während der Forschung die erforderlichen Wege hinauf und hinunter getragen. Da der Bambus aber ausgetrocknet war, brach der Stuhl plötzlich zusammen und klemmte sie folgeschwer ein. In der folgenden Nacht hatte sie eine schlimme Fehlgeburt (vgl. ebd.: 204).

Barley

Bereits viele Monate vor der Abreise nach Kamerun hat sich Barley impfen lassen, aber auf die letzte Impfung gegen Gelbfieber reagierte er mit Fieber und Erbrechen. Darauf folgend erzählt er lebhaft, wie er mit einem umfangreichen Pillensortiment samt einer Liste der Symptome, welche er schon fast alle infolge der Impfungen gehabt hatte, ausgestattet wurde (vgl. Barley 2004: 19).

Barley schildert in seinen Erfahrungsberichten am Detailliertesten - im Vergleich zu Malinowski und Mead - die erlebten Krankheiten und die Probleme mit der ärztlichen Versorgung vor Ort. Beispielsweise erzählt er, wie es zu seinem ersten Malariaanfall während einer Fahrt mit dem Auto in die Stadt Yaoundé kam. Er beschreibt sehr genau wie alles mit einem Gefühl leichter Benommenheit anfang, ehe dann hohes Fieber und Schüttelfrost dazu kamen. Er schildert, dass er seine Umwelt bereits in doppelter Ausführung wahrnahm und sich nicht mehr auf die Straße konzentrieren konnte. Diese prekäre Lage spitzte sich noch zu, als er die Kontrolle über seinen Schließmuskel verlor (vgl. ebd.: 63 f.).

Als weiteres Beispiel einer überstandenen Krankheit erwähnt Barley, dass es für ihn auch Pilzinfektionen zu überwinden galt:

„Nach zweimonatigem Waten im Schlamm hatte ich an den Füßen und Knöcheln alle Arten von gefährlichen Pilzen, die sich von den mitgebrachten Arzneimitteln nicht die Spur beeindrucken ließen“ (ebd.: 89).

Zusätzlich wurde Barley auch nicht vor Sandflöhen verschont. Dies war - wie er schreibt - für ihn eine besonders unangenehme Sache, da die Flöhe sich in die Haut eingraben und in das lebende Fleisch Eier ablegen. So beschreibt er, wie er sich deshalb gezwungen sah, an den befallenen Stellen mit seinem Messer die Schmarotzer herauszuschneiden und die Wunden anschließend mit Alkohol und Antibiotika versorgte (vgl. ebd.: 118).

Neben Malariaanfällen, Pilzinfektionen und einseitiger Ernährung erzählt Barley, wie sein Gesundheitszustand zusätzlich durch einen Autounfall - wegen defekter Bremsen - geschwächt wurde. Er war ohne größere Verletzungen davon gekommen und ein örtlicher Arzt fand seinen Zustand unbedenklich, obwohl er seltsam verbogene Finger, sowie geprellte Rippen hatte. Auch zwei Vorderzähne wirkten stark gelockert, seine Kinnlade war angeschwollen und verursachte starke Schmerzen. Diesbezüglich berichtet er weiter, dass die Kinnlade nicht verheilte und das Zahnfleisch eine Mischung aus Blut und Eiter auszusondern begann. Daraufhin suchte er einen kamerunischen Zahnarzt auf, der ihm mit einem unerwarteten Eingriff seine zwei Vorderzähne zog. Als der Mann, welcher ihm zuvor die Zähne gezogen hatte, als „nur“ der Haustechniker entpuppte und bald darauf verschwunden war, blieb Barley mit zwei großen Zahnlücken zurück, ohne einen weiteren Behandlungsschritt (vgl. ebd.: 131, 141 ff.).

Barley erzählt weiter, wie er außerdem an einer Hepatitis-Infektion litt. Die ersten Symptome nahm er eines Tages wahr, als er seine Augen kaum noch offen halten konnte und vor Erschöpfung nicht mehr im Stande war seine Datensammlung fortzusetzen. Ein Arzt in der Stadt diagnostizierte einen Hepatitis-B-Virus und dieser versicherte ihm, dass die einzig wirksame Behandlung in einer Vitamin-B-Komplex-Kur, viel Ruhe und guter Ernährung bestand (vgl. ebd.: 131).

Barley beschreibt auch ein praktisches Problem des Feldforschungsalltages, das der Trinkwasserqualität. Das Wasser des Flusses nahe des Dowayo-Dorfes war beispielsweise deshalb so gefährlich, weil eine Reihe von Krankheiten durch Parasiten im Wasser übertragen werden (vgl. ebd.: 313).

Kurze Zusammenfassung

Der Umgang mit Krankheiten und der ärztlichen Versorgung vor Ort kann durchaus zu einer Herausforderung für den Forschenden werden. Reiseimpfungen sind vor jedem Auslandsaufenthalt lebensnotwendig. Vor Ort variieren nach Ziel und Reise die Infektionsrisiken, wobei die fehlende ärztliche Versorgung zu einem lebensbedrohlichen Problem werden kann. Eine Reisekrankenversicherung zahlt sich zwar immer aus, aber während der Feldforschung ist der Feldforscher oft allein auf sich angewiesen. Malinowski versorgte sich medizinisch selbst und erwähnt wenig über ausgestandene Krankheiten. Er schreibt aber ausgiebig über seine erlebten Erschöpfungszustände. Auch Mead erwähnt in ihren Forschungsberichten kaum etwas über Krankheiten und auch nicht über die medizinische Versorgung während ihrer Feldaufenthalte. Barley beschreibt im Gegensatz zu Malinowski und Mead wieder sehr detailliert die von ihm erlebten Symptome und Krankheiten, auch seine Erfahrungen mit der ärztlichen Versorgung vor Ort werden thematisiert.

5.4.2. Physische Erschöpfung

Die Machtlosigkeit gegenüber physischen und psychischen Erschöpfungszuständen kann ein weiteres belastendes Problem, zu einer Gefahr im Forschungsprozess werden. Alle drei FeldforscherInnen berichten über physische Erschöpfungszustände:

Malinowski

Aus Malinowskis Tagebüchern geht hervor, dass er seine physische Erschöpfung durch Gymnastik und durch ausgiebige Spaziergänge zu überwinden versuchte. Dennoch litt er wiederholt an Energieschwäche, welche jedes Arbeiten, beispielsweise das Durchsehen der Forschungsdaten, nahezu unmöglich machte oder erschwerte (vgl. 1986: 72). Hierzu eine Anmerkung aus seinen Tagebuchnotizen:

„Ich war so müde, dass ich im Gehen fast einschlief“ (ebd.: 255).

Aus seinen Aufzeichnungen geht allgemein hervor, dass für ihn eine sehr große Schwierigkeit darin bestand, den klimatischen Bedingungen vor Ort standzuhalten und sich ein physisches und psychisches Gleichgewicht zu verschaffen.

Mead

Mead berichtet darüber, wie beschwerlich für sie die langen Fußmärsche in das Landesinnere Neuguineas darstellten. Es war für sie nicht nur die Überquerung der Berge,

sondern auch das Durchwaten der Flüsse körperlich sehr anstrengend. So schreibt sie hierzu Folgendes (Mead 1978: 159):

„Der lange Aufstieg in die Berge auf schlüpfrigen Pfaden, die manchmal fast senkrecht die Felsen hinauf - und manchmal durch Flussbette führten, ging langsam und schwierig vor sich, zumal ich getragen werden musste, aber es gab keinen anderen Weg ins Innere des Landes“.

Mehr Hinweise auf physische Erschöpfungszustände waren bei Meads Notizen in der von mir bearbeiteten Literatur leider nicht herauszufinden.

Barley

Barley beschreibt wie er nach jeder Erkrankung für längere Zeit physisch geschwächt war. Dementsprechend konnte er in solchen Fällen seine Datensammlung kaum fortsetzen. Er berichtet zum Beispiel im Fall der Hepatitis B-Erkrankung, wie er sich gerade auf einer weit vom Dorf abgelegenen Wegstrecke befand, als er einen Schwächeanfall erlitt. Dabei verlor er die Kontrolle über seine Beine und war unfähig sich fortzubewegen. Als es dann auch noch zu regnen begann und er - wie er schreibt - sich daran erinnerte, dass an diesem Tag sein Geburtstag war, brach er vor Erschöpfung in Tränen aus (vgl. Barley 2004: 150).

Kurze Zusammenfassung

Es gibt bestimmte Situationen im Leben, an denen man an die Grenzen seiner körperlichen Energie stößt. In der Feldsituation wird dieser Zustand dadurch verstärkt, dass man sich in einem unbekannten Umfeld befindet. Für alle drei FeldforscherInnen waren die ungewohnten klimatischen Bedingungen in Kombination mit anderen physischen und psychischen Belastungen eine Kräfte raubende Angelegenheit: Malinowski kämpfte tagtäglich mit physischen Problemen, besonders durch das tropische Klima bedingt. Bei Mead kam es zu körperlichen Erschöpfungszuständen, wenn sie unwegsame Strecken zurücklegen musste und Barley erwähnt als einziger auch die physische Erschöpfung nach erlebten Krankheiten.

5.5. Der Umgang mit kulturellen Unterschieden

5.5.1. Reziprozität

Ohne die prinzipielle Bereitschaft des Forschers, die eigene Tätigkeit als Teil eines Gebens und Nehmens zu sehen, ist eine Feldforschung nicht durchführbar. Es geht hier um die

richtige Entgeltungsform für erhaltene Informationen und auch zu wissen, wie man sich bestmöglich dafür bei den Gewährspersonen revanchieren kann. Alle drei FeldforscherInnen berichten über reziprokes Handeln während des Feldforschungsprozesses:

Malinowski

Als Tauschmittel und Entgeltungsform für gewonnene Informationen dienten Malinowski vor allem Tabakstangen und Betelnüsse. Er bedankte sich und entschädigte seine Gewährspersonen also in Form von materiellen Gütern.

Beispielsweise wollte er einmal in einem Dorf den Frauen bei der Töpferei zusehen, musste aber erst ihr Vertrauen gewinnen. Das machte er - wie er berichtet - indem er ihnen eine besonders große Tabakration versprach. Hier verbarg sich jedoch eine große Schwierigkeit, denn laut Malinowski hat Tabak - als Tauschmittel für Informationen - spätestens ab dem Zeitpunkt, als manche Gewährspersonen zehn Einheiten Tabak nicht so bewerteten wie zehnmal eine Einzelne, seine Grenzen (vgl. Malinowski 1981: 38, 64, 2001a: 72). So kann es vorkommen, dass es bei der Entgeltung für erhaltene Informationen nicht nur darum geht, wie viel man hergibt, sondern wie oft und wie regelmäßig.

Mead

Im Zuge der gemeinsamen Feldforschungen von Mead und Fortune, waren beide Forscher es gewohnt, sich bei den Menschen mit welchen sie es zu tun hatten, unterschiedlich - je nach Aufenthaltsort - für erhaltene Informationen zu bedanken. Von den Gewährspersonen wurde meist medizinische Versorgung verlangt, aber hauptsächlich erfolgte die Entgeltung laut Mead (1978: 155) dadurch, „dass wir den Intellektuellen unter ihnen, die begeistert eine Möglichkeit wahrnahmen, weit über die Grenzen ihrer eigenen Kultur hinauszudenken, geistige Nahrung verschafften“. In diesem Fall ging es den Gewährspersonen um den gegenseitigen Interessensaustausch.

Als Mead und Fortune bei den Omaha-Indianern forschten, standen sie vor dem Problem, dass sie - so Meads Aussagen - ihnen eigentlich nichts Neues zu bieten hatten, denn diese hatten bereits nach Mead (vgl. ebd.) eine ausreichende medizinische Versorgung. Auch hatten sie schon Ethnologen kennen gelernt und betrachteten diese vorwiegend als Einnahmequellen. Deshalb gaben sie gegenüber Mead und Fortune kaum Informationen preis, um genügend neue Informationen für die nächsten Forscher zu haben, so Mead (ebd.):

„Wir [die Omaha-Indianer; Anm. d. Verf.] erzählen niemals einer Person alles. Wir halten etwas zurück, um es dem nächsten zu erzählen“.

So kam es also vor, dass den beiden Forschern Informationen bewusst vorenthalten wurden. Die Gewährspersonen verlangten meist eine Vorauszahlung und selbst dann war es nicht gewährleistet, dass die beiden Forscher die gebrauchten Informationen erhielten. Es handelt sich hier um ein neues, aus der Monetarisierung der sozialen Beziehungen resultierendes Phänomen.

Barley

Barley erzählt, dass er bei seinem ersten Aufenthalt bei den Dowayos im Kamerun es für das Vernünftigste hielt, sich einen großen Vorrat an Tabak zuzulegen, damit er die Gewährspersonen damit entgelten konnte. Außerdem ermöglichten ihm kleine Geldsummen zusätzlich, die Teilnahme an Befragungen zu bezahlen (vgl. Barley 2004: 63, 180).

Bei seinem Folgeaufenthalt im Kamerun hatte er beispielsweise die Möglichkeit, die „geflötete Sprache“ zu erlernen. Bei den Dowayos dürfen die jungen Männer nach der Beschneidung nicht mit den Frauen reden und deshalb ahmen sie mit einer Flöte die Sprache nach, um so mit den Frauen zu kommunizieren. Für die ganze Unterrichtszeit verlangte sein Lehrer nie eine Entlohnung. Dafür musste Barley sich - wie er schreibt - ein passendes Geschenk überlegen: Tabak durfte es laut Barley nicht sein. Denn wenn man einem Dowayo öffentlich Tabak schenkt, so schenkt man ihm gar nichts, weil die anderen sich sofort wie selbstverständlich bedienen. In jeder Kultur erfordert die Entgeltung eine gewisse Einfühlung, denn man muss versuchen, das richtige Geschenk zu finden (vgl. Barley 1991: 165). Hier beschreibt Barley sehr gut, dass in jeder Kultur die Entgeltung für erhaltene Informationen ein gewisses Feingefühl erfordert.

Kurze Zusammenfassung

Die Datensammlung im Feld ist ohne reziprokes Handeln nicht möglich, denn erst durch die Tätigkeit von Geben und Nehmen werden die Beziehung und das Vertrauen zwischen Forscher und Gewährsperson gestärkt. Alle drei FeldforscherInnen berichten darüber wie sie sich für erhaltene Informationen revanchiert haben. Malinowski bevorzugte als Entgeltungsform materielle Güter und er weist darauf hin, dass es nicht nur um die Menge, sondern auch um die Regelmäßigkeit des Gebens geht. Mead schreibt im Gegensatz zu Malinowski, dass die Gewährspersonen sich nicht nur durch materielle Güter entgelten

ließen, sondern es wurde auch gegenseitiger Interessensausgleich verlangt. Auch Barley hat seine Gewährspersonen materiell vergütet und er berichtet sehr gut, wie schwierig es sein kann, überhaupt die richtige Entgeltungsform zu finden.

5.5.2. Zeitverständnis und Entfernungsangaben

Wir Europäer sind eine Uhr-orientierte Gesellschaft, d.h. dass wir von Termin- und Zeitangaben abhängig sind. Eine besondere Herausforderung war es für alle drei FeldforscherInnen, sich an das Zeitverständnis und die Entfernungsangaben der Untersuchungskultur anzupassen und zu gewöhnen:

Malinowski

In der Literatur von und über Malinowski habe ich kaum etwas über seine Schwierigkeiten mit Zeitverständnis und Entfernungsangaben herausfinden können. Er schreibt nur sehr knapp darüber, dass ihm die Erfahrung mit Zeitplänen und Terminen der Trobriandern lehrten, seine Erwartungen an Pünktlichkeit aufzugeben (vgl. Malinowski 2001a: 415).

Mead

Bei Mead habe ich zu Schwierigkeiten und Problemen mit Zeitverständnis und Entfernungsangaben ebenfalls nichts Konkretes in der Literatur finden können. Unklar ist aber, ob es für sie kein Problem darstellte oder ob sie es für unwichtig gehalten hat, im Forschungsbericht Schwierigkeiten diesbezüglich zu erwähnen.

Barley

Barley hatte am Beginn seines Feldaufenthaltes im Kamerun Schwierigkeiten damit, sich über den zeitlichen Ablauf von Geschehnissen bei den Dowayos Klarheit zu verschaffen. Er erzählt, wie Verabredungen zu einer bestimmten Zeit oder an einem bestimmten Ort nie klappten. Die Leute wunderten sich darüber, dass er beleidigt war, wenn sie einen Tag oder auch eine Woche später als verabredet kamen, oder wenn er fünfzehn Kilometer marschierte, nur um festzustellen, dass sie nicht zu Hause waren (vgl. Barley 2004: 102). Sich an die Zeitwahrnehmung zu gewöhnen, war - wie er schreibt - für ihn also ein langes Unterfangen. So meint er wahrscheinlich auch aus diesem Grund, dass niemand so oft wie er den Satz zu hören bekam: „Dafür ist jetzt nicht die rechte Zeit“ (ebd.). Also Missverständnisse, die kulturell eventuell aber auch sprachlich bedingt sind und auch persönliche Bedürfnisse des Forschers spielen dabei eine Rolle.

Wie Barley schreibt (1994: 145), bestimmt in vielen Ländern das Auf- und Untergehen der Sonne den Tagesablauf. Bei seinem Aufenthalt in Indonesien erzählt Barley wie er einmal zum gemeinsamen Essen bei einer Familie geladen war. Er berichtet, wie noch ausgiebig geplaudert wurde und wie er sich dann mit den Familienmitgliedern zur Ruhe betten musste. Erst nach und nach wurde ihm deutlich, dass der Tag als beendet galt, obwohl es kaum später Nachmittag war (vgl. ebd.).

Kurze Zusammenfassung

Das Zeitverständnis und die Empfindung von Entfernungsangaben sind für jeden Menschen unterschiedlich. Gerade in der Situation einer Feldforschung in einem anderen Land gilt es, sich an die Zeit- und Entfernungswahrnehmungen der Untersuchungsgesellschaft anzupassen: Malinowski schreibt nur sehr knapp, dass er die Erwartungen an Pünktlichkeit der Gewährspersonen ablegen musste. Mead erwähnt in ihren Forschungsberichten nichts über mögliche Schwierigkeiten mit dem Zeitverständnis vor Ort. Barley berichtet wieder am Ausführlichsten über seine Probleme und Schwierigkeiten.

5.5.3. Vorurteile und Ethnozentrismus

Der Forschende, der sich fernab von der Heimatkultur in einer Forschungssituation befindet, wird mit ungewohnten kulturellen Werten konfrontiert. So kann es leicht möglich sein, dass man sich den Gastgebern gegenüber bewusst oder unbewusst ethnozentrisch verhält. Alle drei FeldforscherInnen schreiben über Gegebenheiten, bei denen aber genau das passierte:

Malinowski

Malinowski hatte vor seinen Forschungen sehr große Vorurteile gegenüber Menschen fremder Kulturen. In seiner Monographie „Argonauten des westlichen Pazifiks“ (1922) beschreibt er, dass er sich die Trobriander anfangs als „schmierig und schmutzig mit verfilzten Haaren voller Ungeziefer“ (Malinowski 2001a: 189) vorstellte.

Da er - wie er schreibt - vor seinen Feldaufenthalten auf den Trobriand-Inseln, die Handwerkskunst der Trobriander nur aus dem Museum kannte und nicht im natürlichen Kontext, schien es ihm, dass „eine Unverhältnismäßigkeit zwischen der künstlerischen Ausführung dieser Gegenstände und der allgemeinen Rohheit des Lebens dieser

Einheimischen“ (ebd.) existiere. Dieses Vorurteil enthärtete sich dann allmählich, als er die Kunstwerke vor Ort in ihrer ursprünglichen Umgebung ausgestellt sah.

Die Grundeinstellung der Trobriander gegenüber fremden Menschen empfand er als „feindselig und misstrauend“ (ebd.: 381), denn - wie Malinowski schreibt - es galt damals als ethnographisches Merkmal fremder Kulturen, dass jeder Fremde ein Feind ist (vgl. ebd.: 381). Dieses Beispiel zeigt, dass durch die damalige Fremdherrschaft, die Einheimischen im Zuge der „erzwungenen“ Kontakte mit den „Weißen“, dergleichen Vorurteile gegenüber fremden Menschen hatten.

In vielen früheren Reiseberichten wurde vom „faulen und trägen Eingeborenen“ berichtet (ebd.: 194). Für Malinowski war diese Abwegigkeit anhand seiner persönlichen Erfahrung mit den Trobriandern klar widerlegt: Im Gegensatz - wie er schreibt - zu einer gewinnorientierten Kultur im Westen, in der Profit den Anreiz zur Arbeit darstellt, war Profit für die Trobriander nie Anstoß zur Arbeit (vgl. ebd.).

Mead

Meads Grundeinstellung zeigt, wie wenig sie von einem engen Kontakt mit den Menschen vor Ort hielt. Von Meads Verhalten gegenüber den samoanischen Gastgebern erzählt folgender Textausschnitt:

„Wenn ich in einem samoanischen Haus mit einer samoanischen Familie zusammenleben müsste“, schrieb sie an Boas, „dann könnte es wohl geschehen, dass ich mit der jeweiligen Familie in engere Berührung käme. Doch glaube ich, dass ein solcher eventueller Vorteil mehr zunichte gemacht hätte, als mein Leistungsabfall der durch die Ernährungsweise und die nervtötenden Lebensumstände verursacht würde. Ich müsste mit einem halben Dutzend Menschen einen Raum in einer Hütte ohne richtige Wände teilen, auf dem Fußboden sitzen und ständig darauf gefasst sein, nachts von einem Schwein oder einem Huhn aus dem Schlaf gerissen zu werden. Es ist nicht leicht, in diesem Klima zu arbeiten. Ich sehe meine Leistungsfähigkeit um die Hälfte vermindert, aber sie könnte nochmals halbiert werden, wenn ich wochenlang ununterbrochen in einem samoanischen Haus leben müsste“ (Mead 1972, zitiert in Freeman 1983: 86).

Hier wird sehr gut ihre Zurückhaltung beschrieben und gezeigt, wie sie sich der samoanischen Kultur in keiner Weise anpassen wollte. Sie bevorzugte den Kontakt mit den „Weißen“ von der US-Marine und umging den „direkten Kontakt“ mit der Untersuchungsgesellschaft, da sie beispielsweise nicht in einem samoanischen Haushalt leben wollte.

Barley

Als Barley erstmals Ende der 1970er Jahre nach Afrika in den Kamerun kam, stellte er fest, dass er die einzelnen Afrikaner nicht auseinanderhalten konnte. Bei seinem Folgebesuch im Kamerun - wie er meint - freute er sich umso mehr, dass er sich an die Namen der Leute erinnerte, bis er an einen Mann geriet, dem er offensichtlich gut bekannt war. Beschämt merkte er schließlich, dass er diesen Mann deshalb nicht erkannte, weil er ein anderes Hemd trug (vgl. Barley 1991: 33 f.). Diese Aussagen sind extrem ethnozentrisch und abgehoben.

Kurze Zusammenfassung

Eine der Hauptschwierigkeiten jeder Feldforschung besteht darin, dass der Forschende sich hier in einer neuen Lebenswelt wieder findet. Es gilt daher, dass die persönliche Voreingenommenheit und die Vorurteile gegenüber der fremden Gesellschaft abgelegt werden sollen. Als erster Schritt muss man sich aber der Vorurteile überhaupt erst bewusst werden, damit diese abgebaut werden können. Bei Malinowski minderten sich die Vorurteile gegenüber Menschen aus anderen Ländern erst in der Feldsituation selbst. Mead hingegen versuchte erst gar nicht ihre Vorurteile abzubauen und entwickelte sogar ein Meidungsverhalten gegenüber der Lebensweise der Untersuchungsgesellschaft. Und über Barleys ethnozentrische Denkweise gibt nur ein konkretes Beispiel Aufschluss, denn sein Umgang mit Vorurteilen wird in seinen Erfahrungsberichten nicht thematisiert.

5.5.4. Gefahren und Ängste

Der Forschende befindet sich während einer Feldforschung in einem fremden, daher bisweilen auch Angst einflößenden Umfeld. Vieles von dem, was passiert, ist neu und ungewohnt. Da man die Situationen noch nicht kennt und erst damit umzugehen lernen muss, kann es passieren, dass man sich unbeabsichtigt in Gefahrensituationen begibt. Darüber hinaus kann es auch - wie alle drei FeldforscherInnen berichten - zu eingebildeten Ängsten kommen:

Malinowski

Malinowski sah sich bei seinen Wasserwegen per Kanu oder Segelboot manchmal großen natürlichen Gefahrensituationen und diesbezüglichen Angstzuständen ausgesetzt; er erwähnt beispielsweise Angstsituationen bezüglich hohen Wellengangs und Sturmböen, aber auch da das Meer von Riffen, Sandbänken und Korallenfelsen gesäumt ist. Er

berichtet darüber, wie er einmal von tosendem Regen gezwungen wurde, zwei Tage auf einer Sandbank auszuharren, als er mit seinem Kanu zwischen den Trobriand- und den Amphlett-Inseln unterwegs war (vgl. Malinowski 2001a: 260). Diese natürlichen Gefahren sind oft für den Forschenden wegen seiner Unkenntnis der „neuen“ natürlichen Umgebung im Forschungsfeld besonders gefährlich. Sie können nur bis zu einem bestimmten Grad vorhergesehen oder umgangen werden. Aber besonders wichtig ist auch, dass es zusätzlich Angstzustände aufgrund der Ausgesetztheit während der Forschung gibt, die vor allem bei Malinowski aufgrund seiner gesteigerten und ausgeprägten Phantasie verstärkt wurden. Hierzu schreibt er Folgendes:

„Als ich das Dingi ruderte, war ich nicht ohne Befürchtungen: dass ich das Dorf nicht finden würde, dass ich auf Grund laufen würde, dass ‚etwas‘ aus der Dunkelheit herankriechen würde“ (Malinowski 1986: 138).

Notizen dazu findet man in Malinowskis persönlichem Tagebuch. Hier wird klar, dass die Angst immer stärker wird und bisweilen krankhaftes Ausmaß annimmt. Es artete, wie es scheint, in einen Verfolgungswahn aus:

„Dann im Boot ausgefahren. In der Mitte hielt ich an, lauschte, hörte Kratzen am Boden des Bootes - Mordsangst“ (ebd.: 141 f.).

Mead

Mead ihrerseits beschreibt die erlebten Malariaanfälle als Angstzustände: „[...], weil einem so kalt wird, dass es einem schwer fällt zu glauben, man könne jemals wieder warm werden und aufhören, zu zittern“ (Mead 1978: 169 f.).

Zusätzlich kann es auch sein, dass der Forschende nicht nur natürlichen Gefahrsituationen ausgesetzt ist. So berichtet Mead auch von Angstzuständen bezüglich eines befürchteten Überfalles, als sie sich mit Fortune und Bateson bei den Washukuk am Sepik-Fluss aufhielt. Dazu schreibt sie Folgendes (ebd.: 173):

„Die erste Nacht schliefen wir im Gästehaus eines Dorfes, das vor Aufregung und Anspannung brodelte. Die Leute behaupteten - und wir erfuhren nie, ob es stimmte oder nicht -, sie würden jeden Augenblick einen Überfall erwarten und für ihre und unsere Sicherheit fürchten. Obwohl sie eine am oberen Sepik übliche Version des Iatmul sprachen, konnten sie Gregory verstehen, und er saß draußen auf dem Platz und sprach mit ihnen, während Reo vom Inneren des Gästehauses aus die Szene mit einem Revolver überwachte. In dieser Nacht ließen wir die Lampe brennen und wachten abwechselnd, während wir auf dem Boden unseres improvisierten Raumes lagen. Es fand kein Überfall statt, [...]“.

Barley

Für Barley war es immer aufgrund vorheriger Erfahrungen eine angstvolle Begegnung, wenn er mit Beamten verhandeln musste. Denn die Erläuterung seines Forschungsvorhabens bei den Behörden vor Ort war bisweilen ein unmögliches Unterfangen. Für den Polizeichef von Yaoundé war es beispielsweise gar keine Frage, dass die einzige vernünftige Erklärung für seinen Aufenthalt in der Nähe der nigerianischen Grenze darin zu suchen war, dass er ein Spion war:

„Demnach war er entweder ein Schmuggler oder ein Spion, der die Zugangswege für eine Invasion erkundete“ (Barley 2004: 217).

Barley erzählt ausführlich von einem Angstzustand in seiner Hütte im Dowayo-Dorf. Dort blieb er neben Ungeziefer, auch nicht von kleinen Hüttenmitbewohnern verschont. Die Mäuse - wie er schreibt - hatten es vor allem auf seine Gegenstände aus Plastik abgesehen. Eines Nachts wurde er von etwas Lebendigen und Zitternden auf seiner Brust geweckt. Im ersten Moment war er der Überzeugung, dass es sich um eine tödliche Schlange handeln muss und nach seiner Einschätzung von der Größe und der Gefährlichkeit des Tieres, sprang er panisch - wie er schreibt - von seinem Bett in Richtung seiner Taschenlampe und richtete ihr Licht auf seinen Angreifer. Nach Barley war es die kleinste Maus, die er je gesehen hatte (vgl. ebd.: 173 f.). Also zeigt dieses Beispiel, dass durch die ungewohnten Lebensumstände und zusätzlicher Phantasie, sehr leicht panische Angstzustände entstehen können.

Weiters erzählt Barley von einem Erlebnis in Indonesien. Als er zu seinem Hotel zurückkam, fand er die Tür seines Zimmers angelehnt und er hörte Stimmen. Laut Barley war dies ein dermaßen großes Angsterlebnis, dass ihm - wie er schreibt - das Herz in die Hose sank. Als er dann doch seinen ganzen Mut zusammenfasste und die angelehnte Tür öffnete, waren es zum Glück „nur“ die Matrosen, welche er zuvor im Wartezimmer der Einreisebehörde kennen gelernt hatte (vgl. Barley 1994: 181). Auch hier zeigt das Beispiel, dass eine grundlegende Ängstlichkeit und Gereiztheit bisweilen vorhanden sein kann.

Kurze Zusammenfassung

Die natürlich bedingten Gefahrensituationen beziehen sich auf die Naturereignisse - beispielsweise Unwetter, Erdbeben oder wenn Tiere zur Gefahr werden - denen der Forschende ungewollt ausgesetzt ist. Im Gegensatz dazu kann es während des Forschungsaufenthaltes auch zu Bedrohungsszenarien - beispielsweise politische Verfolgung oder Raubüberfälle - kommen. Beides kann die psychische Verfassung des

Forschern auf eine harte Probe stellen. Diesbezüglich spielen auch dadurch ausgelöste Angstzustände eine Rolle. Zusätzlich ist es vielleicht auch die Angst des Forschers vor der Möglichkeit eines dadurch ausgelösten Nachteils oder Schadens für die Datenerhebung. Malinowski erlebte seine Angstzustände vor allem im Zuge von natürlichen Gefahrensituationen, welche zusätzlich durch seine ausgeprägte Phantasie enorm gesteigert wurden. Mead schreibt nur sehr knapp über erlebte Angstzustände, aber sie thematisiert als einzige der drei FeldforscherInnen die Angst im Zuge der Gefahrensituation eines möglichen Überfalls. Bei Barley wurden im Gegensatz zu Malinowski und Mead die Angstzustände auch durch politische Autoritäten ausgelöst, wobei allerdings wiederum seiner Phantasie eine bedeutende Rolle zukam.

5.5.5. Verhalten und Verantwortung des Feldforschenden

Man kann davon ausgehen, dass jede Feldforschung Spuren in der besuchten Kultur hinterlässt. Daher ist die Verantwortung des Forschenden gegenüber der Untersuchungskultur sehr groß:

Malinowski

Malinowski erzählt, dass er während seines Feldaufenthaltes auf den Trobriand-Inseln der einzig ständig anwesende „Weiße“ im Dorf war. Er beschreibt, wie seine Anwesenheit selbstverständlich und wie er von der Untersuchungskultur als Bestandteil des Alltagslebens wahrgenommen wurde (Malinowski 2001a: 29 f.):

„Es muss daran erinnert werden, dass die Eingeborenen, weil sie mich jeden Tag sahen aufhörten, aufgrund meiner Gegenwart interessiert oder beunruhigt zu sein oder sich ihrer selbst bewusst zu werden. Ich war nun nicht länger ein Störfaktor in dem Stammesleben, das ich studieren wollte und das sich durch meine bloße Ankunft zu verändern begann, wie es bei einem Neuankömmling in jeder unzivilisierten Gemeinschaft geschieht. Als sie wussten, dass ich meine Nase in alles stecken würde, sogar in Dingen, bei denen ein wohlerzogener Eingeborener nicht im Traum auf die Idee käme zu stören, kamen sie schließlich dahin, mich als Bestandteil ihres Lebens zu betrachten, als ein notwendiges, durch Tabakschenkungen gemildertes Übel oder Ärgernis“.

Hier beschreibt Malinowski sehr gut, wie er während seines Aufenthaltes im trobriandischen Dorf von den Dorfbewohnern, ab einem gewissen Zeitpunkt, nicht mehr als fremde Person angesehen wurde. Aber dieser Text zeigt auch, dass Malinowski durch seine Anwesenheit den Lebensalltag sehr wohl beeinflusste und die Trobriander ihn eigentlich erst akzeptieren mussten, damit das Dorfleben seinen gewohnten Lauf nehmen konnte. Malinowski schreibt ebenfalls, dass er oftmals die lokalen Verhaltensregeln

verletzte, woraufhin er immer wieder zurechtgewiesen wurde, wie er sich richtig zu verhalten habe. Weiterhin meint er, dass es ihm durch diesen Lernprozess mit der Zeit gelang, sich so gut wie möglich an die lokalen Sitten anzupassen, dass er bald nicht mehr als Störfaktor galt (vgl. ebd.: 30).

Mead

Zu Meads Problemen und Schwierigkeiten, als es darum ging, sich anzupassen, habe ich leider nichts aus der Literatur von und über Mead herausfinden können. Bezüglich ihres Verhaltens, dessen Folgen und das Verantwortungsgefühl gegenüber der fremden Gesellschaft findet man bei ihr keine weiterführenden Hinweise.

Barley

Bei seinem zweiten Forschungsaufenthalt im Kamerun bei den Dowayos beschäftigt sich Barley besonders mit den Schwierigkeiten, welche bei der Ankunft in einer fremden Gesellschaft auftauchen können. Die Frage ist: Welche sind hier die richtigen Verhaltensregeln? So wusste er nicht, wie er sich bei seiner neuerlichen Ankunft im Dowayo-Dorf verhalten sollte. Er hatte - wie er schreibt - noch von seinem letzten Aufenthalt seine Hütte dort stehen, aber er war sich unsicher, ob er unaufgefordert das Anwesen des Dorfoberhauptes betreten durfte. Er entschied sich - aufgrund seiner Kenntnisse der Verhaltensweisen der Dowayos - für eine höfliche Variante, um auf sich aufmerksam zu machen, indem er laut in die Hände klatschte (vgl. Barley 1991: 53).

Bezüglich seines Verhaltens gegenüber den Gewährspersonen schreibt Barley (vgl. 2004: 214) weiters, dass sich der Forschende am besten darin tut, sich in sexueller Abstinenz zu üben. Vom sexuellen Kontakt mit Mitgliedern der Untersuchungsgruppe ist abzuraten, da es für die wissenschaftliche Arbeit Folgen haben kann. Es ergibt sich daraus das Problem des *going native*, zusätzlich führt es aber auch zu weiteren ethischen Problemen bezüglich der Verantwortung gegenüber der Untersuchungsgesellschaft. In Barleys Fall war es - wie er schreibt - von bedeutendem Vorteil, dass die Männer der Dowayos sein Leben im Dorf als geschlechtsneutral ansahen. Er konnte sich deswegen bestimmte Freiheiten herausnehmen, die man keinem männlichen Dowayo hätte durchgehen lassen. Die besondere Stellung des Forschers in diesem Zusammenhang schildert er anhand konkreter Beispiele. So gilt es zum Beispiel laut Barley, dass, wenn ein Mann sich allein mit einer Frau in einer Hütte aufhielt, dies als ein Beweis dafür angesehen wurde, dass Ehebruch begangen worden war. Die Vorstellung, dass Barley mit den Dowayo-Frauen schlafen

könnte, erschien den Betroffenen aber schlicht als ein Witz und darüber war er in diesem Fall froh (vgl. ebd.). Barley hatte also eine besondere Position in der Untersuchungskultur inne, die ihm trotz seiner Anpassung an die gesellschaftlichen Verhaltensnormen, einen größeren Spielraum des sozialen Verhaltens ermöglichte.

Laut Barley (1991: 64) ist der Forschende eine ständige Quelle sozialer Gefährdung: Er geht den Gastgeberinnen mit Fragen auf die Nerven und strapaziert deren Geduld und guten Willen oder er weigert sich, die Antworten zu verstehen. Darüber hinaus besteht die Gefahr, dass er gehörte und gesehene Dinge „unerlaubt“ weitererzählt. In dieser Hinsicht ist für Barley (1994: 147) - wie er schreibt - ein Ethnologe der „wahrscheinlich schlimmste Gast, den man sich vorstellen kann“. Der Forschende kommt fast immer ungebeten und nistet sich uneingeladen ein, er stellt viele Fragen und ist die ganze Zeit präsent, also sozusagen ein „Schnüffler“, den es zufriedenzustellen gilt.

Kurze Zusammenfassung

Im Hinblick auf das Verhalten des Forschers, welches von der fremden Gesellschaft oft als störend empfunden wird, aber auch bei seinen Versuchen, sich den sozialen Normen vor Ort zu einem gewissen Grad anzupassen, geht es vor allem um die ethischen Anforderungen wie die Wahrung der Würde, Privatsphäre und Anonymität der Gewährspersonen, aber auch darum, das entgegengebrachte Vertrauen der Untersuchungsgesellschaft nicht zu verletzen. Malinowski und Barley berichten, dass sie oftmals die Verhaltensregeln der Untersuchungsgruppe unbewusst verletzt haben, aber dadurch auch konkret die Möglichkeit hatten, die erforderlichen Verhaltensregeln zu erlernen. Mead erwähnt in ihren Forschungsberichten diese Probleme nicht und bezüglich ihres Verantwortungsbewusstseins gegenüber der Untersuchungsgruppe findet man auch keine Hinweise, obwohl die Auseinandersetzung mit Verhalten und Verantwortung gegenüber der Untersuchungskultur einen sehr wichtigen Faktor im Forschungsprozess darstellt.

5.6. Der Verzicht auf persönliche Gewohnheiten

5.6.1. Lebensstil und Privatsphäre

Als Forscher im Feld nimmt man am Leben der Untersuchungskultur teil. Dies bedeutet, dass man sich bis zu einem bestimmten Grad an die Lebenssituation und die Gewohnheiten der Untersuchungskultur anpassen muss. Wenn man zur Feldforschung in ein fremdes

Land reist, muss man auf Entbehrungen gefasst sein und damit auch zurechtkommen. Diesen notwendigen Verzicht auf persönliche Gewohnheiten beschreiben alle drei FeldforscherInnen:

Malinowski

Malinowski beschäftigte sich mit den an sich selbst beobachteten Veränderungen, die er - wie er selbst schreibt - auf die veränderten Lebensstandards im Feld zurückführt. Beispielsweise entwickelte er durch die veränderte Lebenssituation auf den Trobriand-Inseln ein gemindertes Bewusstsein für sein optisches Erscheinungsbild: Aus seinen Tagebuchnotizen geht hervor, dass er vormittags im Pyjama gekleidet durch das Dorf spazierte und seine Körperpflege und Hygiene auf das Mindeste reduzierte. Im Zuge seiner Anpassung an die Lebensgewohnheiten des trobriandischen Dorfes musste er sich auch daran gewöhnen, das Wäldchen hinter den Häusern für sanitäre Zwecke zu nützen (vgl. Malinowski 1986: 68).

In „Argonauten des westlichen Pazifik“ (1922) schreibt Malinowski über seine Privatsphäre, dass er sich einerseits nach einem persönlichen Bereich - fern dem trobriandischen Dorf - sehnte, aber andererseits auch über den engen Kontakt mit den Trobriandern im Zuge des Dorflebens sehr froh war, da er dadurch der privaten Einsamkeit vorbeugen konnte. Hierzu meint er Folgendes:

„Da der Eingeborene nicht der natürliche Gesellschafter eines weißen Mannes ist, sehnt man sich selbstverständlich, nachdem man mehrere Stunden mit ihm gearbeitet hat, ihm bei der Gartenarbeit zusah oder sich von ihm Einzelheiten der Folklore erzählen ließ oder seine Bräuche besprach, nach Umgang mit der eigenen Art. Wenn man sich aber in einem weitab gelegenen Dorf alleine aufhält, macht man eben einen einsamen Spaziergang von vielleicht einer Stunde und sucht dann bei der Rückkehr ganz selbstverständlich die Gesellschaft des Eingeborenen, diesmal aber als Linderung der Einsamkeit, so wie man jede andere Gesellschaft wünscht“ (Malinowski 2001a: 28 f.).

In diesem Fall schreibt er also nicht nur von der fehlenden Privatsphäre, sondern eben auch über den Vorteil seiner Selbstentscheidung, während der Spaziergänge für einige Augenblicke der Dorfgemeinschaft entfliehen und dann wieder gestärkt am Dorfgeschehen teilnehmen zu können.

Mead

Bei Mead findet man kaum Überlegungen betreffend dem Verzicht auf persönlichen Lebensstil und Privatsphäre, denn ihr gelang es offenbar, sich in jeder ihrer Feldsituationen

wie zu Hause zu fühlen und sich eine angenehme Umgebung zu schaffen. Sie schreibt hierzu (1978: 18):

„In all den Jahren, in denen ich Feldforschung betrieb, wurde jeder Ort an dem ich lebte, ein Heim für mich. Jeder kleine Gegenstand, den ich mitgebracht habe, wird zum Kennzeichen eines Heimes, jedes Ding auf einem Regal, Büchsen mit Perlen oder Salz für Tauschgeschäfte oder Malkreide für die Kinder“.

Auf Samoa war Meads Lebensstil beispielsweise dadurch geprägt, dass sie dort in der Sanitätsstation der US-Marine lebte. Sie wurde von der US-Marine sozusagen aufgenommen. Bei ihren weiteren Feldaufenthalten forschte sie gemeinsam mit ihren Ehemännern. Dies ist auch wieder ein konkreter Unterschied, da man sich zu zweit einen anderen Lebensstil „aussucht“, als für sich alleine.

Mead schreibt auch darüber, dass der Forschende im Grunde nie genau wissen kann, welche Lebenssituation sich in der Feldsituation ergibt. Mead ist der Meinung, dass man sich sehr flexibel auf die Forschungssituation einlassen soll (ebd.: 117):

„Es lässt sich unmöglich voraussehen, wie die Menschen sein werden, oder auch nur, wie sie aussehen. Es mag Fotografien von ihnen geben, aber wenn man ankommt, kann sich ihr Aussehen geändert haben. In dem Sommer, als ich unter den Omaha-Indianern arbeitete, trugen die Mädchen ihre ersten Dauerwellen - etwas, was ich nicht hätte vorhersehen können. Man weiß nicht, wie die einzelnen Beamten, Plantagenbesitzer, Polizisten, Missionare oder Händler sein werden. Man weiß nicht, wo man wohnen wird, was es zu essen gibt, oder ob es gut wäre, Gummi- oder Moskitostiefel mitzunehmen, Sandalen, die die Füße kühl halten oder Wollsocken, die den Schweiß aufsaugen. Also besteht eine große Neigung - und als Feldforscher wenig Geld hatten, war sie größer -, so wenig wie möglich mitzunehmen und nur sehr wenig Pläne zu machen“.

Wie in diesem Text gerade beschrieben, kann es also vorkommen, dass sich Feldsituationen verändern oder es auch nicht vorhersehbar ist, wie und ob man überhaupt in die Feldsituation integriert wird.

Barley

In der Situation als Ortsfremder inmitten der Untersuchungskultur, gibt es nach Barley im Allgemeinen nur wenige Gelegenheiten für Privatsphäre. Am Beginn seines Feldaufenthaltes bei den Dowayos im Kamerun war es ihm zum Beispiel nicht klar, mit welcher minutiösen Aufmerksamkeit er beobachtet wurde. So wurde er beim Überprüfen des Benzinstandes beobachtet und anschließend um Mitfahrgelegenheit gebeten (vgl. Barley 2004: 51). In diesem Fall wurde also der Beobachter zum Beobachteten.

Weiters erzählt Barley, wie er sich seine Erholung und seinen Abstand vom Dorfleben durch nächtliche Ausflüge in den Busch holte. Die Ruhe dort erinnerte ihn - wie er schreibt - an eine englische Sommernacht und das dörfliche Durcheinander rückte so in weite Ferne. Von den nächtlichen Ausflügen kehrte er jedes Mal seelisch gestärkt zurück (vgl. ebd.: 94). Hier empfand er also Heimweh und das Bedürfnis nach Kontakten mit Landsleuten.

Barley berichtet auch darüber, dass er sich in das Büro der nahegelegenen Missionsstation zurückziehen konnte, um dort in Ruhe arbeiten zu können: Es gab einen richtigen Schreibtisch, mit ebener Schreibunterlage, elektrisches Licht und Papier. Er konnte durch die Tür treten und für mehrere Stunden dem Alltag entfliehen. Dies bot ihm eine gute Möglichkeit, seine gesammelten Daten auszubreiten und sich ohne Unterbrechung oder Ablenkung mit den Ergebnissen seiner Aufzeichnungen auseinanderzusetzen (vgl. ebd.). Er beschreibt hier die Notwendigkeit jedes Forschungsprozesses, nämlich die Möglichkeit sich zurückziehen zu können, um Notizen zu machen und die Forschungsunterlagen zu revidieren. Des Öfteren blieb er gleich mehrere Tage bei der Missionsstation, denn dort konnte er mit fließendem Wasser duschen, auf einem richtigen Bett schlafen, außerdem ordentliche Mahlzeiten essen und sich mit Englisch sprechenden Menschen unterhalten. In seiner Lehmhütte bei den Dowayos im Kamerun hatte er beispielsweise nur ein Bett aus gestampftem Lehm, das - wie er meint - unbequemste Bett, welches er je kennen gelernt hatte (vgl. ebd.: 66).

Weiters schreibt er beispielsweise, wie er ein Gefühl „umfassenden Wohlbefindens“ empfand, als er nach Monaten wieder einmal in einem gepolsterten Sessel saß oder dass er es als „größte Herrlichkeit“ betrachtete, wenn Unterkünfte „richtige“ Dächer hatten und nicht aus Wellblech bestanden (vgl. ebd.: 156).

Kurze Zusammenfassung

Die vorangegangenen Ausführungen beschreiben, dass es für jeden der drei FeldforscherInnen zu einer persönlichen Herausforderung wurde, sich an den Lebensstil der Feldsituation zu gewöhnen und anzupassen. Es ist kein leichter Prozess, die Wertvorstellungen - welche man aus der Heimatkultur mitgenommen hat - abzulegen und sich auf den Lebensstil im Feld einzulassen. Malinowski hatte anscheinend kaum Schwierigkeiten sich an den trobriandischen Lebensstil zu gewöhnen. Im Gegensatz zu ihm versuchte Mead erst gar nicht, sich auf die samoanische Lebensweise einzulassen. Barley schreibt im Vergleich zu Malinowski und Mead sehr ausführlich über das Fehlen

der Privatsphäre und, die unterschiedliche Beeinflussung des neuen Lebensstils im Feld auf den Forschenden.

5.6.2. Ernährung und Essgewohnheiten

Im Zusammenhang mit dem veränderten Lebensstil in der Feldforschungssituation, berichten alle drei FeldforscherInnen auch über die Umstellung der Ernährung und Essgewohnheiten:

Malinowski

Wie aus Malinowskis Tagebüchern hervorgeht, zählten zu seinen häufigsten Speisen auf den Trobriand-Inseln frisches Obst, Feldfrüchte und Fisch. Er erzählt weiter, dass er seinen Tag frühmorgens mit einer Tasse Kakao begann. Zu Mittag aß er wie es scheint meist Schokolade mit Keksen und das Abendessen bestand bei Malinowski hingegen aus etwas leichter Kost, wie beispielsweise Bananenkompott, Papaya oder Ananas (vgl. Malinowski 1986). Zur Abwechslung zu dieser vegetarischen Ernährung kam es nach Malinowski dann, wenn für das Festmahl bei offiziellen Anlässen, Fleisch gebraten wurde. Malinowski schreibt hier von besonderen Ereignissen, wenn zum Beispiel ein Oberhaupt des Nachbardorfes zu Besuch kam und dann dem Gast zu Ehren ein Schwein geschlachtet wurde (vgl. ebd.: 136). Da er sich den Essgewohnheiten vor Ort anpasste - sich also vorwiegend vegetarisch ernährte - war es für ihn jedes Mal eine große Freude, wenn er bei solchen Festen teilnehmen durfte.

Mead

Für Mead hingegen war es eine Überwindung, samoanische Speisen zu essen. Folgende Beschreibung dieses Erlebnisses betrifft allerdings das Essen in einem Hotel:

„Ich saß in dem alten Hotel, aß die entsetzlichen Mahlzeiten, die ein Mann zubereitet und die mich an das Essen von Samoa gewöhnen sollten“ (Mead 1978: 120).

Hier beschreibt Mead, dass sie bereits bei der Ankunft auf Samoa eine Abneigung gegen das traditionelle samoanische Essen entwickelte. Für sie war es offensichtlich ein großes Problem, die typischen lokalen Speisen gutzuheißen und sie wehrte sich strikt dagegen.

Mead gibt in ihren Notizen offen zu, die Verpflegung bei den Angehörigen - sie wohnte bei der Familie Holt - der US-Marine zu bevorzugen. Dies wurde ihr von Freeman zum Vorwurf gemacht, denn daran könne man erkennen, dass sie in keiner Weise darum

bemüht war, die ihr fremde Kultur kennen zu lernen. Dazu schreibt Freeman Folgendes (1983: 86):

„Die Nahrung der Eingeborenen, führte sie in jenem Schreiben vom 13. Oktober 1925 aus, sei so stärkehaltig, dass sie sie unmöglich fünf bis sechs Monate lang verkraften könne. Bei den Holts hingegen habe sie nicht nur ein richtiges Bett, sondern auch das Essen sei viel besser, weil die Angehörigen der Marine eine bevorzugte Verpflegung erhielten“.

Da jede Art von Umstellung der eigenen gewohnten Bedürfnisse - sei es im Bereich der Ernährung, des Komforts oder der Privatsphäre - mit persönlichem Engagement verbunden ist und bisweilen Entbehrungen bedeuten kann, verwundert es kaum, dass Mead hier die größten Schwierigkeiten zu haben scheint. Problematisch ist allerdings, dass es in diesem Fall zu einem Meidungsverhalten führte.

Barley

Laut Barley wird das Hauptnahrungsmittel der Dowayos - Hirse - zweimal täglich konsumiert, morgens und abends, Tag für Tag. Manchmal begnügte er sich aber auch nur mit einem Frühstück aus Hafergrütze und Kondensmilch. Sein Mittagessen bestand meist aus etwas Hartgebackenem, dazu Schokolade, Erdnussbutter oder Reis (vgl. Barley 2004: 78 f.).

Barley berichtet beispielsweise darüber, dass er einmal bei einem Dorfoberhaupt zum Essen geladen und es ihm sehr unangenehm war, dass dieses Essen ihm nicht mundete. Als Entschädigung für das - laut Barley - sehr zähe Ziegenfleisch bekam er frische Milch angeboten. Er beschreibt die Situation folgend (1991: 99 f.):

„Sie zu trinken war eine unbeschreibliche Gaumenfreude. Es sei ein Glück, dass sich in der Nähe des Dorfes so viele Fulben aufhielten, da ihre Rinder im Unterschied zum zwergwüchsigen Vieh der Dowayos gute Trinkmilch gäben. Außerdem werde die Milch nicht sauer, weil die Fulbe-Damen hineinpinkelten und sie damit am Gerinnen hinderten. Von da an schränkte ich meinen Milchkonsum etwas ein“.

Bei solchen Gelegenheiten lernte Barley also die Essgewohnheiten der Dowayos sehr gut kennen und bekam zusätzliche Informationen über die Konservierung und die Aufbereitung von Speisen.

Barley erwähnt auch seine luxuriöse Anschaffung eines mit Paraffin betriebenen Kühlschranks. Denn ab diesem Zeitpunkt hatte er nun kaltes Wasser zum Trinken und konnte frisches Fleisch aufbewahren, um nicht mehr auf die Konserven allein angewiesen zu sein (vgl. ebd.: 199).

Kurze Zusammenfassung

Die Ernährung ist eines der wichtigsten Grundbedürfnisse jedes Menschen, da das physische und psychische Wohlbefinden dadurch gesteuert werden. Alle drei FeldforscherInnen wurden in der Feldsituation mit ungewohnten und auch neuen Nahrungsmitteln und Essverhalten konfrontiert: Malinowski und Barley haben sich an die Ernährung und Essgewohnheiten ihrer Untersuchungsgesellschaft angepasst, nur Mead sträubte sich gegen die lokale Ernährungsweise.

5.6.3. Emotionale Probleme

Authentische Darstellungen von geistigen und körperlichen Anstrengungen einer kultur- und sozialanthropologischen Feldforschung finden sich bei allen drei FeldforscherInnen. So schreiben sie über erlebte Emotionen wie Einsamkeit, Langeweile und Abwechslung, aber auch Frustmomente:

Malinowski

Firth (1986: 8) schreibt in der Einleitung zu Malinowskis veröffentlichten Tagebüchern Folgendes über die möglichen Emotionen des Forschenden während des Feldaufenthaltes:

„Das Gefühl des Eingesperrt seins, die quälende Sehnsucht, einmal wieder - und sei es nur kurz - im eigenen kulturellen Milieu zu leben, Depressionen und Zweifel des eigenen Tuns, das Verlangen, in die Phantasiewelt von Romanen und Tagträumen zu entfliehen, die moralische Verpflichtung, sich wieder zum mühsamen Werk der Feldbeobachtung zu zwingen - all diese Gefühle haben sensible Feldforscher gelegentlich erfahren, [...]. Fast jeder Feldforscher wird irgendwann seiner Untersuchung überdrüssig und reagiert frustriert und verbittert selbst auf seine besten Freunde im Feld“.

Also kann es im Forschungsprozess, je nach Situation zu verschiedenen Gefühlsausbrüchen kommen, die dementsprechend auch verarbeitet werden müssen. Malinowski beschreibt seinen ersten Eindruck bei der Ankunft auf den Trobriand-Inseln, als Vorstellung ewiger Ferien unter Palmen. Dieses Gefühl änderte sich - wie er schreibt - bereits in den ersten Aufenthaltstagen, denn er bekam Heimweh und sehnte sich zurück nach London (vgl. Malinowski 1986: 25).

Immer wieder beschreibt Malinowski in seinen Tagebüchern Momente schweren moralischen Zusammenbruchs, Anfälle von Niedergeschlagenheit und konstantes Heimweh. Wegen der Einsamkeit - wie er schreibt - reagierte er schnell reizbar und empfindlich gegenüber seinem Umfeld und er hasste die „Abgeschiedenheit von der

Zivilisation“ (Malinowski ebd.: 248). Hier beschreibt Malinowski, dass er vor allem am Beginn seines Forschungsaufenthaltes die Isolation von seiner gewohnten Umgebung sehr stark verspürte und sich erst nach einiger Zeit an die Feldsituation gewöhnte. Neben der Einsamkeit, die es für ihn zu überwinden galt, schreibt Malinowski auch über den Zustand der Langeweile und über die unvermeidlichen Wartezeiten im Datenerhebungsprozess (ebd.: 103):

„Die Wartezeiten und Langeweile gehören einfach zum Feldforschungsprozess, man muss sich in Geduld üben können. So hatte ich des Öfteren auch starkes Verlangen nach heldenhaften, dramatischen Erlebnissen“

Aus Malinowskis Notizen geht eindeutig hervor, dass er während seiner Aufenthalte auf den Trobriand-Inseln an die Grenzen seiner Geduld stieß. In seinem Tagebuch finden sich zahlreiche Vermerke, die seinen Frust, ja sogar seine angestaute Aggression gegenüber den Menschen vor Ort verraten:

„Insgesamt entwickelten sich meine Gefühle gegenüber den Eingeborenen entschieden in Richtung ‚Rottet all diese Bestien aus‘“ (ebd.: 69).

Des Weiteren schreibt er sehr heftig:

„Die Eingeborenen gehen mir noch immer auf die Nerven, vor allem Ginger, den ich am liebsten totschiessen würde“ (ebd.: 244).

Auch war er zeitweilig auf die Gewährspersonen wütend, weil sie gleich nach der Tabakverteilung wieder fortgingen, bevor er sie fotografieren oder beobachten konnte (vgl. ebd.: 65 f.).

Malinowski schreibt beispielsweise über eine für ihn erlebte Enttäuschung, als er Aufzeichnungen über das nordwestliche Kula sammeln wollte. Ausgerüstet und voller Tatendrang durfte er seine Gewährspersonen mit dem Kanu begleiten. Zu seiner großen Enttäuschung zog ein Sturm auf und deshalb wurde die Weiterfahrt unmöglich und er konnte erst zu einem späteren Zeitpunkt die Datensammlung wieder aufnehmen (vgl. Malinowski 2001a: 517).

Mead

Mead fand in ihrem arbeitsreichen Alltag auf Samoa kaum Zeit für Abwechslung. In der Autobiographie nennt sie das Briefeschreiben als ihre einzige Erholung:

„In den Briefen an die Familie stellte ich Angenehmes und Unangenehmes als ziemlich ausgewogen dar, aber in meinen Briefen an Freunde betonte ich die

Schwierigkeiten dermaßen, dass Ruth Benedict annahm, ich müsse eine schwere und enttäuschende Zeit durchmachen“ (Mead 1978: 122).

In diesem Fall schreibt sie, dass sie zwar kaum Wartezeiten überbrücken musste, aber dafür blieb ihr nur wenig Zeit für persönliche Erholung und Erledigungen.

Bezüglich ihres siebenmonatigen Feldaufenthaltes im Bergdorf der Arapesh berichtet Mead aber dennoch von erlebten Wartezeiten oder wie sie meint, die „Zeiten ohne konkrete Möglichkeit etwas zu machen“ (ebd.: 163):

„Aber oft waren überhaupt keine Leute im Dorf. Selbst bei der geschicktesten Handhabung der Informationen, die ich bereits hatte - so dass jeder, den ich erwischen konnte, um mit ihm zu sprechen, mir etwas Nützliches mitteilte -, gab es zuviel ungenützte Zeit“.

In diesem Zusammenhang schreibt sie außerdem, wie mühsam diese Feldforschungsarbeit für sie war (ebd.: 187):

„Die einzige Zeremonie, die wir in Alitoa sahen, fand statt, als wir erst seit ein paar Wochen dort waren. Während der übrigen Zeit musste ich die Kultur mühsam aus den Männern und Frauen herausfragen, von denen die meisten Kopfschmerzen bekamen, wenn sie gebeten wurden, mehr als zehn Minuten am Stück nachzudenken. Ich musste viel von dem, was ich erfuhr, aus Namenslisten und Blattproben entnehmen. Und manchmal passierte tagelang überhaupt nichts“.

Die Datensammlung bei den Berg-Arapesh war also für Mead besonders unbefriedigend und frustrierend. In diesem Zusammenhang spricht sie nämlich sogar von Depressionen:

„Ich glaube, ich spürte, dass der große Plan misslingen würde und dass dies einen Teil meiner Depression ausmachte. Im Vergleich zu anderen Depressionen war ich ein leichter Fall. Ich glaube, sie war der Depression vergleichbar, die viele Männer um die Mitte ihres Lebens herum durchmachen, wenn ihnen klar wird, dass sie höchstwahrscheinlich in ihrem Beruf kaum noch vorankommen. Ich war dreißig. Seit damals hab ich mich nie mehr länger als ein paar Tage deprimiert gefühlt. Aber als ich auf diesem Berg festsaß, wo der Dunst die Sicht verschleierte und die großen Blätter der Pawpaw-Bäume das einzige waren, was ich in der uns einhüllenden Wolke sehen konnte, kam mir die Zukunft blass und uneinladend vor“ (ebd.: 164 f.).

Hier ist ersichtlich, dass Meads Forschungsenthusiasmus also kurzweilig verloren ging und es für sie kaum möglich war, sich der gegebenen Forschungssituation bestmöglich anzupassen.

Wie bereits erwähnt, ist für jeden Forschenden die Abwechslung vom Forschungsalltag sehr wichtig. Als Mead bei den Omaha-Indianern war, gönnte sie sich folgende Abwechslung (ebd.: 157):

„Manchmal fuhren wir in die nahegelegene Stadt, wenn eine Band ein Konzert gab. [...] Oder wir fuhren sogar bis Sioux City, um einen Film anzuschauen“.

Hier beschreibt sie sehr gut, dass das „Abwechslungsprogramm“ sich je nach Aufenthaltsort unterschiedlich gestalten kann.

Barley

In den ersten drei Wochen bei den Dowayos im Kamerun, fühlte sich Barley - wie er schreibt - sehr schwach und einsam. Hierzu nennt er als Grund, dass er eine Sprache lernen wollte, die sich gar nicht erlernen ließ und es im ganzen Dorf während der Tageszeit keine Dowayos gab, welche er befragen konnte (vgl. Barley 2004: 70). Außerdem berichtet er darüber, dass er während seiner Aufenthalte bei den Dowayos im Kamerun immer wieder in Selbstgespräche verfiel, da er zu dieser Zeit offenbar die einzig Englisch sprechende Person kilometerweit war (vgl. Barley 1991: 81).

Alle Forscher meinen im Allgemeinen, dass es wichtig ist, sich immer wieder zurückzuziehen. Während des Forschungsaufenthaltes ist es wichtig und richtig, zuweilen aus dem alltäglichen Schema auszubrechen und sich eine wohltuende Abwechslung zu gönnen. Im Dorf ist - wie Barley schreibt - das Leben monoton und jede Neuigkeit willkommen. Er meint dazu Folgendes (Barley 2004: 74):

„[dass, Anm. d. Verf.] das Dorfleben in Afrika durchaus monoton ist, nicht nur für uns aus dem Westen, die wir an eine Fülle täglich wechselnder Reize gewöhnt sind, sondern auch für die Dörfler selbst. Jeder kleine Vorfall oder Skandal wird liebevoll durchgehechelt und durchgekauert, jede Neuigkeit aufgespürt, jede Unterbrechung im Alltag als Befreiung von der Monotonie begrüßt“.

Die einzige Unterbrechung im gewohnheitsmäßigen Ablauf der Tage verschaffte sich Barley durch seine wöchentlichen Ausflüge in die Stadt, um seine Post abzuholen. Die Post kam freitags an und für ihn war dieses Abholen der Post deshalb so wichtig, weil es ihm einen Abstand zu seinem Assistenten ermöglichte. Barley erzählt, dass eines der Hauptprobleme für ihn darin bestand, dass er noch nie in seinem Leben so lange Zeit ununterbrochen in der Gesellschaft eines einzigen Menschen verbracht hatte und er sich begann wie jemand zu fühlen, „der sich wider Willen mit einem höchst unpassenden Partner verheiratet findet“ (vgl. ebd.: 88).

Barley beschreibt sehr anschaulich, wie alles Ungewöhnliche zur Abwechslung werden kann. So war für ihn beispielsweise die Ankunft zweier neuer Missionare der nahegelegenen Missionsstation eine schöne Abwechslung. In ihrer Gesellschaft konnte er

Englisch sprechen, Musik hören und sich über anderes unterhalten als über Hirse und Rinder (vgl. ebd.: 146).

Barley berichtet aber auch über eine besonders große Enttäuschung, als er das zweite Mal zu den Dowayos reiste, um dort die Beschneidungszeremonie zu dokumentieren. Er schreibt, dass er sehr verärgert und frustriert war, als die Zeremonie deswegen nicht stattfinden konnte, da eine Raupenplage (ein schlechtes Omen) die Ernte der Dowayos vernichtete. Er hatte keine Mühen und Kosten gescheut, um nun für die Stipendienvergabestelle einen Bericht zu schreiben, dass die zu untersuchende Zeremonie ausgefallen war (vgl. Barley 1991: 178).

Weiters erzählt Barley von einem anderen Frusterlebnis, als er bei seinem Forschungsaufenthalt in Indonesien tagelang bei strömendem Regen, körperlich ausgezehrt und unter Blutegebelbfall über die Berge ritt, um am Zielort mit folgender Frage begrüßt zu werden: „Warum kommen Sie nicht mit dem Lastwagen, wie alle anderen auch?“ (vgl. Barley 1994: 111). Dieses Beispiel ermöglicht sehr gut, seinen erlebten Frustmoment nachzuvollziehen: Der Forschende nimmt körperliche Strapazen auf sich, um an den Zielort zu gelangen, und muss dann erfahren, dass die Anreise auch bequemer hätte sein können.

Kurze Zusammenfassung

Alle drei FeldforscherInnen berichten über Emotionen, mit welchen sie sich in der Feldsituation auseinandersetzen mussten. Das Gefühl der Einsamkeit ist oft bedingt durch den fehlenden Kontakt zur Heimatkultur. Zusätzlich gibt es Zeitspannen in denen Beobachtungen oder Befragungen nicht möglich sind und dies kann für den Forschenden in der ungewohnten Feldsituation zu Langeweile und Frust führen: Malinowskis Tagebucheintragen bieten eine Offenbarung seiner Gedankenwelt, dass seine Feldforschungen von guten, nicht so guten und schlechten Gefühlslagen begleitet wurden. Mead beschreibt ihre erlebten Frustmomente und Depressionen bei Wartezeiten und die Abwechslungsmöglichkeiten zum Forschungsalltag, welche sich je nach Feldaufenthalt unterschiedlich gestalten können. Barley schreibt nicht nur über die Gefühle der Einsamkeit oder Langeweile sehr ausführlich, sondern auch über das Bedürfnis nach Abwechslung. Er legt - wie Malinowski in seinen Tagebuchnotizen - in seinen Erfahrungsberichten seine Gefühlsmomente offen und vermittelt ein ehrliches Bild, strapaziöser und problembehafteter Feldforschung.

6. Schluss

In der vorliegenden Arbeit habe ich mich mit den Forschungsarbeiten von Bronislaw Malinowski, Margaret Mead und Nigel Barley auseinandergesetzt. Eines der zentralen Anliegen war es zu überprüfen, durch welche beeinflussbaren und unbeeinflussbaren Faktoren, sich Probleme und Schwierigkeiten im kultur- und sozialanthropologischen Feldforschungsprozess ergeben. Hierzu habe ich am Beginn der Arbeit versucht, die Komplexität einer kultur- und sozialanthropologischen Feldforschung aufzuzeigen. Es ging aber auch darum, die Erfordernisse an den Forschenden darzustellen, weil von diesen das Gelingen einer Feldforschung abhängt.

Nachdem das Forschungsthema und die Fragestellung feststeht, die Wahl der Region wo die Forschung durchgeführt werden soll, erfolgt ist, muss eine gründliche Auseinandersetzung mit dem Stand des Wissens folgen, so mit der entsprechenden thematischen und regionalen Literatur, aber auch Gespräche mit Fachkollegen und Kennern der Region sind dabei hilfreich. Weiters sollte die lokale Sprache bereits vorab erlernt werden, denn vom lokalen Sprachgebrauch ist das Verständnis und auch die „Richtigkeit“ der erhobenen Daten abhängig. Die praktischen Vorbereitungen, wie zum Beispiel die Herstellung von Kontakten mit dem Forschungsfeld, die Reiseimpfungen, die Finanzierung des Forschungsvorhabens, die Organisation von Visum und Flugtickets gehören auch dazu. Wichtig ist eine konkrete und behutsame Annäherung an die Forschungsregion auch deshalb, weil sich der Forschende für einen längeren Zeitraum fern vom heimatlichen sozialen Umfeld aufhalten wird.

Der Forschende wird durch den Feldaufenthalt menschlich nachhaltig geprägt, er stößt vielleicht dabei an persönliche Grenzen. Meist wird die Vorarbeit für einen Feldaufenthalt unterschätzt, aber gerade durch die gründliche inhaltliche und praktische Auseinandersetzung können Probleme und Schwierigkeiten im Feld bereits vermieden oder zumindest abgeschwächt werden.

Um meine Fragestellung bezüglich der Probleme und Schwierigkeiten bei der kultur- und sozialanthropologischen Feldforschung zu beantworten, habe ich drei Feldforschungstypen konstruiert. Bronislaw Malinowski, Margaret Mead und Nigel Barley haben zu unterschiedlichen Zeiten, mit unterschiedlichen Fragestellungen, an unterschiedlichen Orten ihre Feldaufenthalte absolviert, daher erschien es mir besonders interessant der Frage nachzugehen, inwiefern alle drei von ähnlichen Erfahrungen und Gefühlen berichten.

Malinowski markiert den Beginn einer neuen Ära der Feldforschung, vor allem der systematische Einsatz gewisser Datenerhebungsmethoden und der teilnehmenden Beobachtung erscheinen erwähnenswert. Die Vorgehensweise im Feldforschungsprozess wurde zu Zeiten Malinowskis und Meads aber anders beurteilt als heute, sie forschten während der Kolonialisierung. Malinowski und Mead gelang es durch ihre Feldaufenthalte, ein besseres historisches und gegenwärtiges Verständnis der unterschiedlichen Kulturen zu schaffen. Barleys Feldforschungsberichte dienten als Ausgangspunkt für die Bildung von Kategorien und für den Vergleich zwischen den drei Feldforschungstypen. Denn er schreibt in seinen Erlebnisberichten sehr ausführlich über die persönlichen Strapazen und die harte Arbeit während seiner Feldforschungen. Sehr lebhaft hebt er die Probleme und Schwierigkeiten bei seinen Vorbereitungen und Durchführungen der Feldaufenthalte hervor.

Anhand der Probleme und Schwierigkeiten wie sie von Malinowski, Mead und Barley während ihrer Feldaufenthalte geschildert werden, habe ich versucht aufzuzeigen, dass es damals wie heute ähnliche Hürden zu überwinden galt und gilt. Die kultur- und sozialanthropologische Feldforschung ermöglicht einen sehr intensiven Einblick in das Leben von Menschen und dies kann sehr anstrengend, arbeitsintensiv und manchmal gefährlich sein. Probleme und Schwierigkeiten lassen sich durch gute Vorbereitung, sowie durch Offenheit und Flexibilität während des Forschungsprozesses verhindern. Es ist wichtig, aus Problemsituationen zu lernen und diese Erfahrungen für weitere Feldaufenthalte zu nützen.

Literaturverzeichnis

Primärquellen

BARLEY, Nigel

- 1991 Die Raupenplage. Von einem, der auszog, Ethnologie zu betreiben. 3. Auflage. Klett-Cotta Deutscher Taschenbuch Verlag: Stuttgart.
- 1994 Hallo Mister Puttymann. Bei den Toraja in Indonesien. Stuttgart: Klett-Cotta Deutscher Taschenbuch Verlag: Stuttgart.
- 2004 Traumatische Tropen. Notizen aus meiner Lehmhütte. 7. Auflage. Klett-Cotta Deutscher Taschenbuch Verlag: Stuttgart.

MALINOWSKI, Bronislaw

- 1975 Eine wissenschaftliche Theorie der Kultur. Und andere Aufsätze. Suhrkamp Verlag: Frankfurt am Main.
- 1981 Korallengärten und ihre Magie. Bodenbestellung und bäuerliche Riten auf den Trobriand-Inseln. Syndikat Verlag: Frankfurt am Main.
- 1986 Ein Tagebuch im strikten Sinn des Wortes: Neuguinea 1914-1918. Syndikat Verlag: Frankfurt am Main.
- 2001a Argonauten des westlichen Pazifik. Ein Bericht über Unternehmungen und Abenteuer der Eingeborenen in den Inselwelten von Melanesisch-Neuguinea. 2. Auflage. Klotz Verlag: Eschborn bei Frankfurt am Main.
- 2001b Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien. Liebe, Ehe und Familienleben bei den Eingeborenen der Trobriand-Inseln, Britisch-Neuguinea. 2. Auflage. Klotz Verlag: Eschborn bei Frankfurt am Main.

MEAD, Margaret

- 1971a Jugend und Sexualität in primitiven Gesellschaften. Band 1: Kindheit und Jugend in Samoa. 2. Auflage. Deutscher Taschenbuch Verlag: München.
- 1971b Jugend und Sexualität in primitiven Gesellschaften. Band 2: Kindheit und Jugend in Neuguinea. 2. Auflage. Deutscher Taschenbuch Verlag: München.
- 1971c Jugend und Sexualität in primitiven Gesellschaften. Band 3: Temperament in drei primitiven Gesellschaften. 2. Auflage. Deutscher Taschenbuch Verlag: München.
- 1978 Brombeerblüten im Winter. Ein befreites Leben. Rowohlt Verlag: Reinbek bei Hamburg.

Sekundärquellen

AMBORN, Hermann

- 1993 Die Rückkehr der Ethik in die deutsche Ethnologie. In: Hermann Amborn (Hrsg.): Unbequeme Ethik. Überlegungen zu einer verantwortlichen Ethnologie. Dietrich Reimer Verlag: Berlin. 13-24.

ATTESLANDER, Peter

- 2000 Methoden der empirischen Sozialforschung. 9. Auflage. Wissenschaftsverlag Walter de Gruyter: Berlin, New York.

BEER, Bettina

- 1999 Rorschachtest. In: Walter Hirschberg (Hrsg.): Wörterbuch der Völkerkunde. Dietrich Reimer Verlag: Berlin. 318.

- 2002 Zusammenarbeit mit einer Hauptinformantin. Feldforschung, Freundschaft und die Entgrenzung des „Feldes“. In: Hans Fischer (Hrsg.): Feldforschungen. Erfahrungsbericht zur Einführung. Neufassung. Dietrich Reimer Verlag: Berlin. 153-171.
- 2003 Einleitung: Feldforschungsmethoden. In: Bettina Beer (Hrsg.): Methoden und Techniken der Feldforschung. Dietrich Reimer Verlag: Berlin. 9-32.
- BERG, Eberhard und FUCHS, Martin (Hrsg.)
- 1993 Phänomenologie der Differenz. Reflexionsstufen ethnographischer Repräsentation. In: Eberhard Berg und Martin Fuchs (Hrsg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Suhrkamp Verlag: Frankfurt am Main. 11-108.
- BERNARD, Harvey R.
- 2002 Research Methods in Anthropology. Qualitative and Quantitative Methods. 3. Edition. Altamira Press: Walnut Creek.
- BÜHLER, Axel
- 2003 Hermeneutik. Basistexte zur Einführung in die wissenschaftstheoretischen Grundlagen von Verstehen und Interpretation. Synchron Verlag: Heidelberg.
- FERSTL, Clara
- 2007 Afrika als Forschungsfeld für StudentInnen der Kultur- und Sozialanthropologie in Wien. Eine kritisch-hermeneutische Betrachtung von Diplomarbeiten. Diplomarbeit Universität Wien.
- FISCHER, Hans
- 1985 Einleitung. In: Hans Fischer (Hrsg.): Feldforschungen. Berichte zur Einführung in Probleme und Methoden. 1. Auflage. Berlin: Dietrich Reimer Verlag. 7-22.
- 1999 Ethnographische Standardverfahren. In: Walter Hirschberg (Hrsg.): Wörterbuch der Völkerkunde. Dietrich Reimer Verlag: Berlin. 355.
- 2000 Wörter und Wandel. Ethnographische Zugänge über die Sprache. Dietrich Reimer Verlag: Berlin.
- 2002 Einleitung: Über Feldforschungen. In: Hans Fischer (Hrsg.): Feldforschungen. Erfahrungsberichte zur Einführung. Neufassung. Dietrich Reimer Verlag: Berlin. 9-24.
- 2003 Dokumentation. In: Bettina Beer (Hrsg.): Methoden und Techniken der Feldforschung. Dietrich Reimer Verlag: Berlin. 265-294.
- FIRTH, Raymond
- 1986 Einleitung. In: Bronislaw Malinowski. Ein Tagebuch im strikten Sinne des Wortes: Neuguinea 1914-1918. Syndikat Verlag: Frankfurt am Main. 4-11.
- FLICK, Uwe
- 1998 Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. 3. Auflage. Rowohlt Verlag: Reinbek bei Hamburg.

- FREEMAN, Derek
1983 Liebe ohne Aggression. Margaret Meads Legende von der Friedfertigkeit der Naturvölker. Kindler Verlag: München.
- GALIZIA, Michele und SCHNEIDER, Jürg
2005 Einleitung. In: Charlotte Beck (Hrsg.): Fremde Freunde. Gewährsleute in der Ethnologie. Peter Hammer Verlag: Wuppertal. 7-14.
- GEERTZ, Clifford
1997 Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. 5. Auflage. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- GINGRICH, Andre
1999 Erkundungen. Themen der ethnologischen Forschung. Böhlau Verlag: Wien, Köln, Weimar.
- GOTTOWIK, Volker
1999 Dichte Beschreibung. In: Hirschberg, Walter (Hrsg.): Wörterbuch der Völkerkunde. Dietrich Reimer Verlag: Berlin. 79.
- HABERLAND, Eike und SEYFARTH, Siegfried
1999 Kula. In: Hirschberg, Walter (Hrsg.): Wörterbuch der Völkerkunde. Dietrich Reimer Verlag: Berlin. 218.
- HAUSER- SCHÄUBLIN, Brigitta
2003 Teilnehmende Beobachtung. In: Bettina Beer (Hrsg.): Methoden und Techniken der Feldforschung. Dietrich Reimer Verlag: Berlin. 54-33.
- HERMANNNS, Harry
2000 Interviewen als Tätigkeit. In: Uwe Flick (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Rowohlt Verlag: Reinbek bei Hamburg. 360-368.
- HOPF, Christel
2000a Qualitative Interviews - ein Überblick. In: Uwe Flick (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Rowohlt Verlag: Reinbek bei Hamburg. 349-360.
2000b Forschungsethik und qualitative Forschung. In: Uwe Flick (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Rowohlt Verlag: Reinbek bei Hamburg. 589-600.
- HORNBACHER, Annette
1993 Von der Freiheit eines Ethnologen. Überlegungen zu einer Ethik des Grenzgangs. In: Hermann Amborn (Hrsg.): Unbequeme Ethik. Überlegungen zu einer verantwortlichen Ethnologie. Dietrich Reimer Verlag: Berlin. 39-49.
- ILLIUS, Bruno
2003 Feldforschung. In: Bettina Beer und Hans Fischer (Hrsg.): Ethnologie. Einführung und Überblick. 5. Auflage. Dietrich Reimer Verlag: Berlin. 73-98.

- KIEPE, Juliane
2005 Ästhetische Inszenierungen in der Ethnographie. Peter Lang GmbH/Europäischer Verlag der Wissenschaften: Frankfurt am Main. Dissertation Universität Würzburg.
- KRAMER, Fritz
2005 Schriften zur Ethnologie. Suhrkamp Verlag: Frankfurt am Main.
- KREMSE, Manfred
2001 Von der Feldforschung zur Felder-Forschung. In: Karl R. Wernhart und Werner Zips (Hrsg.): Ethnohistorie. Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung. 2. Auflage. Wien: Promedia. 135-144.
- KOHL, Karl-Heinz
1979 Exotik als Beruf. Zum Begriff der ethnographischen Erfahrung bei B. Malinowski, E.E. Evans-Pritchard und C. Lévi-Strauss. Heyman Verlag: Wiesbaden.
1990 Bronislaw Malinowski (1884-1942). In: Wolfgang Marschall (Hrsg.): Klassiker der Kulturanthropologie. C.H. Beck-Verlag: München. 227-247.
2000 Ethnologie - die Wissenschaft vom kulturell Fremden. Eine Einführung. 2. Auflage. C.H. Beck - Verlag: München.
- KÖPPING, Klaus-Peter
1993 Ethik in ethnographischer Praxis: zwischen Universalismus und pluralistischer Autonomie. In: Wolfdietrich Schmied-Kowarzik und Justin Stagl (Hrsg.): Grundfragen der Ethnologie. Beiträge zur gegenwärtigen Theorie-Diskussion. 2. Auflage. Dietrich Reimer Verlag: Berlin. 107 -128.
- KUTZSCHENBACH, Gerhard von
1982 Feldforschung als subjektiver Prozess. Ein handlungstheoretischer Beitrag zu seiner Analyse und Systematisierung. Dietrich Reimer Verlag: Berlin.
- LAMNEK, Siegfried
1995a Qualitative Sozialforschung. Methodologie. Bd. 1, 3. Auflage. Beltz Verlag: Weinheim.
1995b Qualitative Sozialforschung. Methoden und Technik. Bd. 2, 3. Auflage. Beltz Verlag: Weinheim.
- LANG, Hartmut
1999 Monographie. In: Walter Hirschberg (Hrsg.): Wörterbuch der Völkerkunde. Dietrich Reimer Verlag: Berlin. 258.
- LÜDERS, Christian
2000 Beobachten im Feld und Ethnographie. In: Uwe Flick (Hrsg.): Qualitative Forschung ein Handbuch. Rowohlt Verlag: Reinbek bei Hamburg. 384-401.
- MATT, Eduard
2000 Darstellung qualitativer Forschung. In: Uwe Flick (Hrsg.): Qualitative Forschung ein Handbuch. Rowohlt Verlag: Reinbek bei Hamburg. 578-587.

- 2001 Ethnographische Beschreibungen. Die Kunst der Konstruktion der Wirklichkeit des Anderen. LIT Verlag: Münster.
- MAYRING, Phillip
- 2002 Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. 5. Auflage. Beltz Verlag: Weinheim und Basel.
- MÜLLER, Klaus E.
- 1999 Animismus. In: Walter Hirschberg (Hrsg.): Wörterbuch der Völkerkunde. Dietrich Reimer Verlag: Berlin. 25.
- MÜLLER, Klaus E. und TREML, Alfred K.
- 2002 Margaret Mead. Geschlecht und Temperament in primitiven Gesellschaften (1935). In: Klaus E. Müller und Alfred K. Tremel (Hrsg.): Wie man zum Wilden wird. Ethnopädagogische Quellentexte aus vier Jahrhunderten. Dietrich Reimer Verlag: Berlin. 127-144.
- MÜLLER, Wolfgang
- 1999 Pidginsprache. In: Walter Hirschberg (Hrsg.): Wörterbuch der Völkerkunde. Dietrich Reimer Verlag: Berlin. 289.
- SANNER, Hans-Ulrich
- 1999 Adoleszenz. In: Walter Hirschberg (Hrsg.): Wörterbuch der Völkerkunde. Dietrich Reimer Verlag: Berlin. 11 f.
- SCHLEHE, Judith
- 2003 Formen qualitativer ethnographischer Interviews. In: Bettina Beer (Hrsg.): Methoden und Techniken der Feldforschung. Dietrich Reimer Verlag: Berlin. 71-93.
- SENFT, Gunter
- 2003 Zur Bedeutung der Sprache für die Feldforschung. In: Bettina Beer (Hrsg.): Methoden und Techniken der Feldforschung. Dietrich Reimer Verlag: Berlin. 55-70.
- STAGL, Justin
- 1985 Feldforschung als Ideologie. In: Hans Fischer (Hrsg.): Feldforschungen. Berichte zur Einführung in Probleme und Methoden. 1. Auflage. Berlin: Dietrich Reimer Verlag. 289-310.
- 1993 Malinowskis Paradigma: In: Wolfdietrich Schmied-Kowarzik und Justin Stagl (Hrsg.): Grundfragen der Ethnologie. Beiträge zur gegenwärtigen Theorie-Diskussion. 2. Auflage. Dietrich Reimer Verlag: Berlin. 93-105.
- 1999 Frazer, Sir James George. In: Walter Hirschberg (Hrsg.): Wörterbuch der Völkerkunde. Dietrich Reimer Verlag: Berlin. 134.
Radcliffe-Brown, Alfred. In: Walter Hirschberg (Hrsg.): Wörterbuch der Völkerkunde. Dietrich Reimer Verlag: Berlin. 303.
- WOLFF, Stephan
- 2000 Wege ins Feld und ihre Varianten. In: Uwe Flick (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Rowohlt Verlag: Reinbek bei Hamburg. 334-349.

YOUNG, Michael W. (Hrsg.)

2002 Editor's Introduction. In: Michael W. Young: Malinowskis Collected Works, Volume 1. Malinowski among the Magi. The Natives of Mailu. 2. Edition. Routledge: London. 1-76.

ZANOLLI, Noa Vera

1990 Margaret Mead (1901-1978). In: Wolfgang Marschall (Hrsg.): Klassiker der Kulturanthropologie. C.H. Beck-Verlag: München. 295-314.

Internetquellen

LUYKEN, Reiner

Zugriff: 9.11.2007

Der Ethnologe im Dschungel der Großstadt: Ein Portrait von Nigel Barley.

Aus: Onlineausgabe Die Zeit 35/1936

<http://www.zeit.de/1996/35/barley.txt.19960823.xml>

MONSOON BOOKS

Zugriff: 9.11.2007

Rogue Raider. The tale of Captain Lauterbach and the Singapore Mutiny.

<http://www.monsoonbooks.com.sg/bookpage-rogue.html>

Lebenslauf

Nina-Maria Greil

Geburtsdatum: 11.08.1981
Geburtsort: Lienz/Osttirol
Staatsbürgerschaft: Österreich

Ausbildung

1995-1999 Fachschule für Tischlerei,
HTBLA-Villach, abgeschlossen mit Gesellenprüfung

1999-2001 College für Ecodesign/ökologische Produktgestaltung,
HTL-Hallein, abgeschlossen mit Matura

seit Oktober 2001 Studium der Kultur- und Sozialanthropologie,
Universität Wien
Spezialisierungen: Entwicklungszusammenarbeit,
Internationale Entwicklung, Kulturökologie und
Kulturtechnologie, Außereuropäische Baukunst

Juni 2005 Teilnahme am *Workshop for Expeditional Architecture
Techniques* (WEAT) im Waldökologie-Zentrum
Sopron/Ungarn, Technische Universität Wien

Auslandsaufenthalte

Juli - September 2003 Ehrenamtliche Mitarbeit beim „Social and Cultural
Development Project“ von der Institution Global Vision
International/GB im Königreich Swasiland.

Februar - Mai 2006 Feldforschungsaufenthalt zum Thema „Darstellung von
Veränderungen der sozialen und wirtschaftlichen
Lebenssituationen südafrikanischer Frauen in Soweto mit
Hilfe zur Selbstorganisation“, bei der NPO „Look &
Learn“/Südafrika.